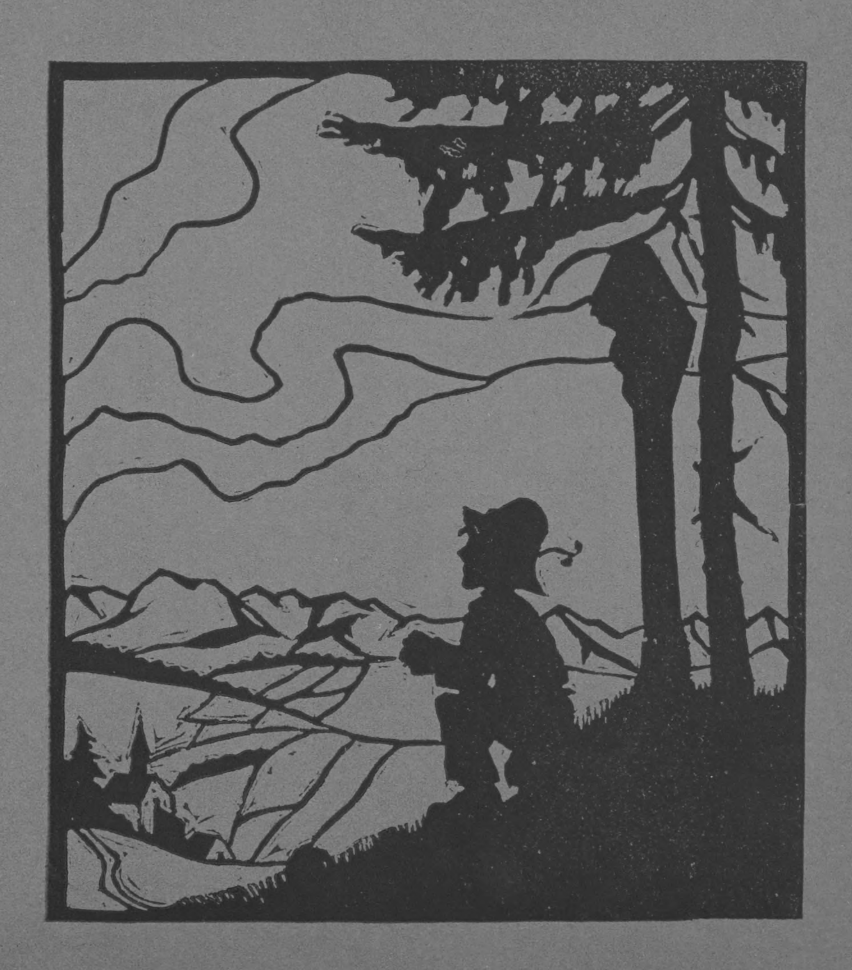
MARIENBOTE



Mai 1942

INHALT

CONTENTS

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor

Nr. 8 Mai 1942 10. Jahrgang

Dies und Das

Frühlingsarmut. Als wir noch Kinder waren, da erfreuten wir uns des Frühlings, der jetzt wieder einmal um uns lacht und singt und grünt und spriesst. Heute will uns das nicht mehr so recht gelingen. Heute stehen wir sorgenzerwühlt da und unsere Herzen und unsere Seelen steigen nicht mehr mit empor mit den jubelnden Frühlingsvögeln zu den sonnigen Himmeln des Ewigen.

Die kleinen Sänger, ja die können jubeln! Ihnen hat der Herr ja gar reichlich den Tisch gedeckt und von Sorge und von Not kennen ihre Herzlein kaum den Schatten dessen, was den Menschen bedrückt. Es ist einmal so, dass es den Vögeln des Lenzes hier auf Erden weit besser ergeht als den Menschen. Denn es leben diese Vöglein — wie auch alle andere Frühlingskreatur — nach einer Ordnung, die mit unwandelbarer Beständigkeit in der Schöpfung Gottes waltet, während der Mensch jene Ordnung der Freiheit, nach der zu leben ihm bestimmt ward, zerbrochen und zersetzt hat.

Als Gott am Schöpfungsmorgen das All aus dem dunklen Nichts ins Dasein rief, da ordnete Er alles nach festen Gesetzen. Und so kam es, dass die tausendfachen, vom ewigen Geist erdachten und geordneten Weltenkräfte den Sternen ihre Wege durch die unendlichen Räume über uns zu weisen begannen, dass sie Blumen bauen und Brot und Farben und Licht, dass sie die Lüfte mit Vogelsang erfüllen und mit Stürmen, dass sie Frühling bringen und Reifen, Winter und neues Erwachen — und alles das zur rechten Zeit!

Als Gott jedoch den Menschen geschaffen hatte, da begann aus der Schöpfung das Antlitz der ewigen Weisheit zu strahlen. Als Gott den Menschen geschaffen, da kam die Liebe auf Erden. Die Liebe zum Göttlichen, die Liebe zum reinen Denken, die Liebe zur Gerechtigkeit, die Liebe zu Bruder und Schwester, die Liebe, die im Gekreuzigten Fleisch geworden. Und diese Liebe, das sollte des Menschen Weltordnung sein. In ihr sollte er schaffen und wirken, bauen, nehmen und geben, auf dass alles in der Welt den Atem der ewigen Weisheit an sich trage, die da heisst Jesus Christus und deren Werk tausendfacher Friede ist.

Am Pfingsttage aber stieg unter brausendem Wehen der Heilige Geist in die Tiefen der Schöpfung, den Menschen mit Weisheit und Verstand, mit Rat und Stärke, mit Wissen, Frömmigkeit und Furcht des Herrn erfüllend. Licht und Kraft sollten diese sieben Gaben des Geistes dem Menschen sein, damit er festhalten könne an der grossen Weltordnung der Liebe. Denn nicht naturgezwungen, wie die Wälder und Wiesen ihren Frühling und ihren Winter, nicht so sollte der Mensch die Ordnung der Liebe leben, sondern in freier Selbsterkenntnis und in freier, gnadengestärkter Selbstentscheidung.

Und es hat sich die Menschheit entschieden! Nicht die Weltordnung der ewigen Weisheit hat sie gewählt: "Neue" Ordnungen wurden ersonnen. Jedes Volk, jede Partei und jede Klasse eine eigene "neue" Ordnung, deren "Erlösungskraft" man der Welt mit Faust und Kerker, mit Bomben

und Flüchen vorzutrommeln begann.

Ein furchtbares Trommeln ist das. Völker und Kulturen hat es aufgepeitscht zum Wahnsinn eines grausigen Totentanzes, und an Stelle der Erlösung Zwang und Verderben und Sterben gesetzt.

Kein Wunder, dass sich da der Mensch nicht mehr des Frühlings erfreuen kann. Dass er keinen Sinn mehr aufzutreiben vermag für die Lieblichkeiten des Lenzes, dass er den Vögeln die Freiheit der Lüfte neidet und die Fruchtbarkeit seiner Aecker ihm fast sinn- und zwecklos erscheint. Er hat es nicht gewollt, dass die Welt das Antlitz der Liebe trage, die Fleisch geworden und unter uns gewohnt. Neben diesem Antlitz gibt es aber kein anderes, ausser jener Fratze, die wir satanisch nennen, wenn wir sie erschauernd sehen. Jener Fratze, deren Züge sich immer tiefer eingraben in die leidenvolle Welt.

* * *

Pfingstgeist. So zersplittert die Menschheit auch heute in ihren Meinungen ist, eine Ansicht scheint immer mehr an Einstimmigkeit zu gewinnen. Und zwar die Ansicht, dass schleunigst etwas getan werden müsse, um die Welt wieder zurück zu bekommen in die Bahnen eines vernünftigeren und friedfertigeren Lebens. Nach katholischer Ansicht kann nur religiöse und morale Erneuerung von Gesellschaft und Kultur dieses segensreiche Werk vollbringen, und es wird auch katholischerseits weder am geschriebenen noch am gesprochenen Wort gespart, die Welt von dieser Ansicht zu überzeugen.

Was wir Katholiken uns aber eingestehen müssen, ist, dass den allermeisten unserer Worte die feurige Zunge fehlt. Nämlich jene Zunge, mit der die Apostel sprachen, als sie am Pfingsttage vor die Menge traten und redeten, dass es die Herzen der Zuhörer durchschnitt und dreitausend sich ihnen anschlossen. Wohl liegt auch hinter unseren Worten Kraft, die Kraft einer Unsumme von Denk- und Hastarbeit. Liegt ihnen aber nicht eine weit zu kleine Kraft des Betens zugrunde? Wir betrachten es—mit Recht—als wichtig, uns zu organisieren, besonders in Studiengruppen, in denen über Religion, über katholische Gesellschafts- und Wirtschaftslehre usw. unterrichtet wird. Auch grosse Organisationen des katholischen Liebeswerkes können wir aufweisen und katholische Büchereien und Schulen und Vereine, und wir halten das alles für unbedingt notwendig zur Rettung der sinkenden Welt.

In den Büchern der Geschichte unserer Kirche lesen wir aber von anderen Dingen. Dort lesen wir von Gebetsgruppen, die sich immer dann gebildet und die immer dann grosse, heilige, weltreformierende Menschen ins Leben stellen konnten, wenn es finster wurde um die Menschheit, so wie es heute finster ist um uns.

So verharrten die Apostel einmütig betend im Abendmahlssaale, bevor sie den Siegeszug des Kreuzes durch die Welt begannen. So kamen St. Franziskus und St. Dominikus aus betender Einsamkeit und erneuerten durch ihre Orden, besonders aber durch die Heiligen ihrer Orden und ihrer dritten Orden eine kreuzvergessende Welt. So sehen wir auch in den Oratorien und christlichen Bruderschaften des sechzehnten Jahrhunderts die Keimzellen jener wunderbaren Erneuerung der katholischen Christenheit, die durch eine ganze Fülle von heiligen Menschen und heiligen Werken die Welt mit Segen übergoss.

Immer war es das "Heilige Dich", das der Welt neue Gerechtigkeit, neue Liebe und neuen Frieden brachte. Jenes "Heilige Dich", das aus den Herzen gottergriffener Menschen wie das Pfingstbrausen des Heiligen Geistes in die Mengen griff und an sich riss.

Uns ist das "Heilige Dich" fast auch schon zur Privatangelegenheit geworden, nach der man nicht mehr all zu viel frägt, wenn organisiert wird. Wir predigen und wir lehren Christus, das ist wahr. Denn nichts von dem, was wir als katholische Wahrheit verkünden, stammt von uns. Es sind das alles nur Schlussfolgerungen aus jenen Grundsätzen, die der Meister uns gelehrt. Wir predigen Christus. Was wir aber nicht ganz so tun wie es getan werden sollte, ist das Christuspredigen und das Christuslehren aus dem Heiligen Geiste! Aus jenem Geiste, der dort wohnt, wo der Menschengeist seine eigene Heiligung als höchste und wichtigste und erhabenste Aufgabe betrachtet!

Der Heilige Geist fehlt uns! Wenn wir ihn hätten, dann wäre es bei uns, wie der grosse Ekkehard einmal sagte: "Aus der schönen Musse der Gottversunkenheit gilt es zu dem Armen hinzueilen, der nach Suppe schreit." Dann wären wir nicht so getrennt in unserem katholischen Wirken: Die einen nur als Gebetsorganisation, die anderen nur als Liebeswerk, und wieder andere nur als Studiengruppe. Beten, Geben, Lernen und Lehren wären dann überall und in jeder Gruppe so zusammen, wie sie zusammengehören müssen, wenn sie wirklich den segnenden Odem des göttlichen Meisters in die Welt tragen wollen. Wenn wir die Fülle des Heiligen Geistes in uns trügen, dann würde auch weniger vom zur Phrase gewordenen "Lebt nach katholischen Grundsätzen" und viel mehr und viel tiefer und eingehender — manchmal auch vorbereiteter — über die geheimnisvollen Gnadentiefen dieser kathol. Grundsätze gesprochen. Und dann wäre auch unsere ganze katholische Presse das, was ihre Aufgabe ist: Ein Weltapostel tiefer, echt christkatholischer Gesinnung. Von katholischer Sensationspresse, die oft weit davon entfernt ist, Wegweiser der Gnade, der Liebe und des Verzeihens, Wegweiser des Heiligen und der weltheiligenden Geister zu sein, von dieser Presse wäre dann nicht viel zu sehen.

Der Heilige Geist fehlt uns! Wir ringen mit einer Welt, die wir des Allzumenschlichen anklagen, bedienen uns bei diesem Ringen zu gleicher Zeit aber auch eben derselben allzumenschlichen Mittel, deren Unzulänglichkeit wir der Welt beweisen wollen. Auch bei uns sind Arbeit, Denken, Reden und Helfen nicht mehr geboren aus glühender Selbstheiligung: Sie sind selbständig und wirken selbständig, sehr reich manchmal an irdischer Tatkraft, dafür aber zu arm an überirdischem Feuer. Und so kommt es, dass wir trotz all unserer Mühen und trotz unserer grossen Zahl nicht so recht voran können mit unseren Idealen und Zielen.

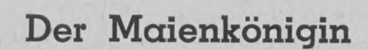
Der Zweck unseres Schaffens und Wirkens ist eben das Reich Christi. Und dieses Reich lässt sich nicht anders erbauen als nur durch den Heiligen Geist, der von dort kommt, wo auch das Reich Christi seinen Anbeginn, seinen Mittelpunkt und sein Ende hat: Aus dem Schosse des ewigen Vaters. Und mit dem Reiche Christi haben auch Liebe und Frieden und Gerechtigkeit nur dort ihren Anfang und ihr Ende. Denn Gott und Liebe, Gott und Frieden, Gott und Gerechtigkeit, das ist eins. Und wo Gott nicht ist, da kann auch das andere nicht sein. Und wo nicht das Glühend-Göttliche Ursprung alles menschlichen Schaffens und Wirkens ist, da wird man trotz allen Arbeitseifers die Welt nicht umbauen können in eine Welt wahrer Liebe, wahrer Gerechtigkeit und wahren Friedens.

O möge uns der Heilige Geist, dessen Hochfest wieder einmal vor uns steht, möge dieser Heilige Geist uns Herz und Augen öffnen, auf dass wir zurückfinden zu jener wunderbaren Ordnung, die zwischen Schöpfer und Schöpfung, zwischen Christus und Menschheit, zwischen Heiligem Geist und Kultur und Liebe und Frieden besteht! Käme doch ein Heiliger, oder zwei oder drei — wie es in anderen Jahrhunderten geschah — Heilige, aus deren ganzem Wesen das Brausen des Geistes von oben spräche, dem weder verschlossene Türen noch verschlossene Herzen widerstehen können! Dann würde es wieder hell und klar um uns werden. Dann würden wir wieder nach Gebet und Sakrament greifen, nicht um uns dadurch als Christ zu zeigen, aber nur um durch sie heilig und heiliger zu werden. Dann würde sich die Erde wieder füllen mit Menschen der Gerechtigkeit und mit diesen Menschen käme auch sie dann wieder, die schöne Ordnung des Friedens, deren wir so sehr entbehren.

Inzwischen aber beten wir: Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen Deiner Gläubigen und entzünde in Ihnen das Feuer Deiner Liebe!

Der Schriftleiter.

Zum Licht empor mit klarem Blick,
Ein Vorwärts stets, nie ein Zurück,
Ein frohes Hoffen, kühnes Streben
Und schnelles Handeln auch daneben —
Dann hat das Dasein Zweck und Ziel,
Wer Grosses will, erreicht auch viel.





Der Maienkönigin

Dich, des Maies schönste Blume,
Grüsst im Frühlingsschmuck die Welt,
Freudig jauchzen Deinem Ruhme
Erd und Meer und Himmelszelt.
Alle Blüten, alle Sterne
Neigen liebend sich vor Dir,
Schmiegten um Dein Haupt so gerne
Sich als Kranz zu Deiner Zier.

Ströme Deines Lichtes Quellen,
Himmelsrosen, uns ins Herz,
Führ auf Deinen gold'nen Wellen
Uns zu Jesus himmelwärts.
Dich, Maria, Dich zu schauen,
Sehnend schon mein Herz erglüht,
Oeffne uns die lichten Auen,
Wo der Frühling ewig blüht.

Für Ihr Kind!

Erzählung von Clotilde Mamming

1.

Der Pfarrer von Sankt Isidor geht aufgeregten Schrittes in seinem Studierzimmer auf und ab.

Es ist schon spät.

Vom nahen Kirchturm hat es bereits die elfte Stunde geschlagen. Still liegt das Dörflein im Dunkeln gebettet, aus keinem Fensterlein schaut ein Lichtschein in die Nacht.

Des Pfarrers Fenster sind weit geöffnet. Und hie und da fährt ein Windstoss herein, dass die Scheiben leise klirren und das Licht am Tisch jäh zu flackern beginnt. Von fern tönt ein dumpfes Donnergrollen durch die Nacht.

Doch der Pfarrer hört es nicht. Er ist in seinen Gedanken versunken. Und die tiefen Falten auf seiner Stirn, der sorgenvolle Ausdruck seiner Augen verraten, dass was Trauriges vorgefallen ist.

Ja, etwas Furchtbares.

Heute nachmittag, um die fünfte Stunde, hat man den Lärchhofbauer, dessen Gehöft sich drüben hinter einem sanft ansteigenden Hügel verbirgt, tot in seinem Blute liegend aufgefunden. Der junge Bauer war allein zu Hause gewesen. Sein Weib hatte mit den Knechten und Mägden draussen auf den Feldern gearbeitet, er selbst hatte eines kranken Fusses halber seit zwei Tagen das Haus hüten müssen. Gegen fünf Uhr hatten zufällig des Weges kommende Frauen aus der Wohnstube des Lärchhofes einen lauten, heftigen Wortwechsel schallen hören und als die Lärchhoferin etwas später heimkehrte, um das Vieh zu besorgen, fand sie ihren Mann schon als Leiche vor. Aus zwei grauenhaften Schnittwunden am Hals war das Blut unaufhaltsam entronnen. Kein Mensch war am Hofe zu sehen ... Still lag er da ...

Tiefes Dunkel hüllte die grausige Tat ein ... Das heisst, schon in der ersten Stunde nach der Auffindung der Leiche ging ein leises Munkeln an in den Reihen der Dorfbewohner ... "Der Baumberger Franz ist's gewesen, der Knecht, den er vorgestern fortgeschickt ... !"—"Ein Racheakt ist's!"—"Der Franz hat's gewusst, dass der Bauer hilflos und allein daheim ist, da hat er ihm es heimzahlen wollen."

So flüsterten die Weiber untereinander hinter den Haustüren versteckt, und die Männer drinnen in der Wirtsstube steckten ebenfalls die Köpfe zusammen und immer wieder fiel der eine Name: "Baumberger."

Es drang auch an des Pfarrers Ohr, der gleich zur Unglücksstätte geeilt war und voll Güte die trostlose Witwe aufzurichten versucht hatte.

Er war aufs tiefste erschrokken, als er hier hörte, auf wen der Verdacht gefallen.

Der Baumberger Franz!

Nein, das war nicht möglich!

Er selbst war es gewesen, der dem Franz dieses Platzl beim Lärchhofer verschafft hatte. Er hatte den jungen Mann, der aus einem fernen Bergtale stammte, auf einer kleinen Reise kennen gelernt. Sie waren mitsammen ins Gespräch gekommen, ein Wort hatte das andere gegeben, zuletzt hatte der Pfarrer ganz ausführlich Franzens Lebensgeschichte erfahren. Er war bitterarmer, aber braver Eltern Sohn und augenblicklich auf der Suche nach einem Posten. Am liebsten wäre ihm eine Stelle als Knecht auf einem Bauernhofe, hatte er gesagt, da er eines Augenübels wegen andere Arbeiten nicht verrichten könne. Sein junges Weib, die Notburga, könne ebenfalls mitangreifen und mitverdienen. Die offene Art des jungen Mannes hatte dem Pfarrer gefallen. Er erkundigte sich im Heimatdorfe des Franz nach seinem Leumund und hörte dort nur Gutes. So brachte er ihn denn beim Lärchhofer, dem grössten Bauern des Kirchspiels, unter. Der war recht zufrieden mit dem Fremdling gewesen.

Und für den Franz war es ein rechtes Glück. Denn beim Lärchhofer hatten es die Dienstboten gut. Der Bauer hatte ein gutes Herz und eine stets offene Hand, er liess es seinen Leuten an nichts fehlen.

So ging es eine lange Zeit gut. Dann aber war des Bauern jüngerer Bruder aus der Fremde zurückgekehrt und seitdem wehte ein anderer Wind am Lärchhofe. Der lange Sepp war ganz anders wie sein Bruder. Er war ein finsterer Gesell, hart, herrschsüchtig, geizig. Wilde Eifersucht auf den reichen Bruder plagte ihn. Er fand an allem zu tadeln und hetzte den Bauern gegen seine Leute auf. "Wenn ich der Herr wäre, dann tät's anders ausschauen am Hofe," so hörte man ihn oft vor sich hinmurren. Besonders scharf hatte er es gegen den Baumberger Franz, den Fremden. "Geh, was brauchst denn einen Fremden anzustellen, der gar noch Weib und Kind hat, die sich von dir füttern lassen! Das tät ich net. Und ein rechter Tolpatsch ist er auch noch, der Franz, der nur die gröbste Arbeit versteht."

So geschickt wusste er es zu wenden und zu drehen, dass der Bauer wirklich bald die Mängel des fremden Knechtes gewahr wurde und sich darüber ärgerte. Immer häufiger regnete es tadelnde Worte auf den Franz herab. Und vorgestern war es zu einem bösen Auftritt gekommen. Zu bösen, zornigen Worten hatte der Franz sich hinreissen lassen. Und der Schluss war gewesen, dass der Bauer den Knecht auf der Stelle fortgeschickt hatte. Das war ein

Schlag für den Baumberger Franz gewesen. Nun stand er da, ohne Stelle, ohne Verdienst mit seinem Weibe und seinem neugeborenen Kinde.

Den Pfarrer hatte dieser Vorfall peinlich berührt. Er hatte auch gehört, dass der Franz erbittert und voll Anmut seines gedenke, und sich darum vorgenommen, sobald als möglich seinen Schützling aufzusuchen und zur Vernunft zu bringen. Noch bevor er seinen Vorsatz hatte ausführen können, erreichte die Nachricht von der Mordtat am Lärchhofe sein Ohr. Und als der Mörder galt sein Schützling.

Vergeblich hatter der Pfarrer seine Stimme dagegen erhoben. Er war fest von Franzens Unschuld überzeugt, aber er sah es mit Schrecken, dass sich das Unheilsnetz fest um Franzens Haupt zusammenzog. In der fraglichen Stunde war er nimmer im Dorfe gewesen. Man hatte ihn den Weg zum Lärchhofe einschlagen sehen...

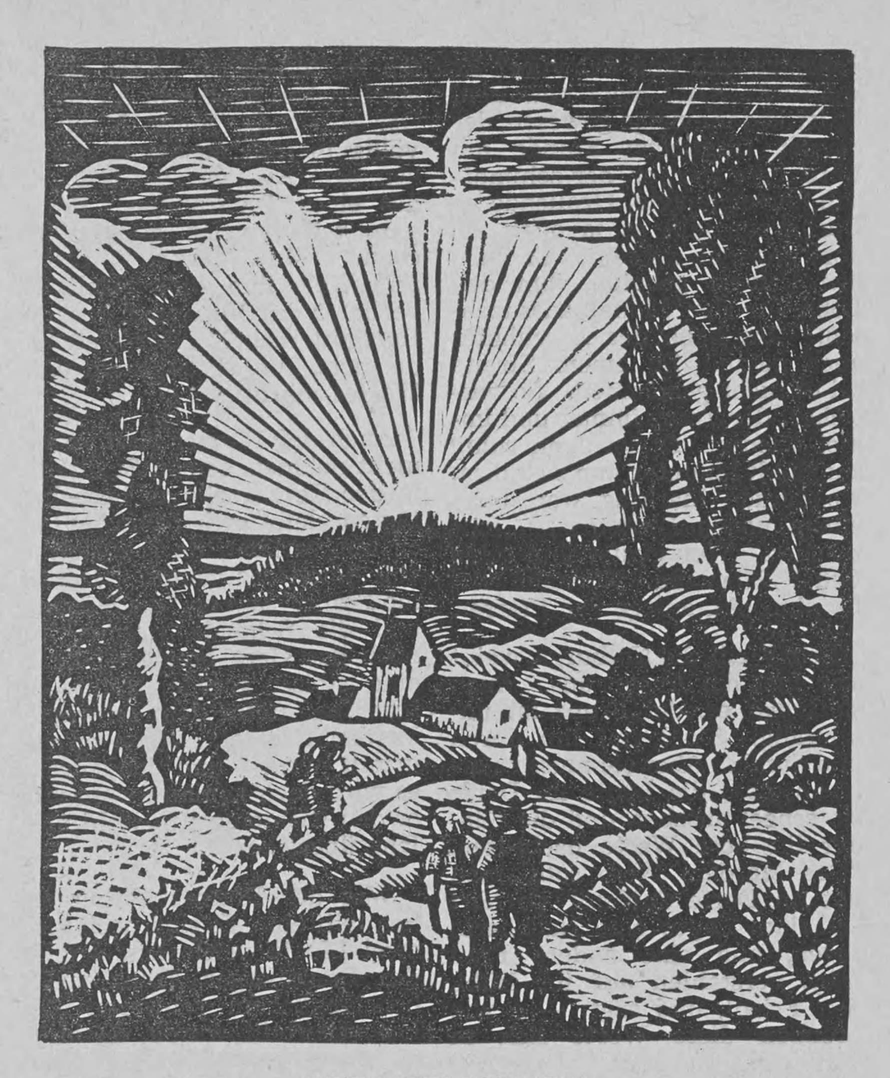
Längst ist die Mitternachtsstunde vorüber, aber der Pfarrer von Sankt Isidor findet keine Ruhe. Immer noch geht er auf und ab. Das Grausige dieses Tages verfolgt ihn. Das Bild des Ermordeten steht vor seiner Seele. Er sieht sein weinendes Weib. Und er hört das Geflüster der Leute: "Der Baumberger Franz hat's getan..."

Nein, nein! Noch nie hat sich der Pfarrer in einem seiner Schäflein getäuscht. Betend faltet er die Hände: "Sende Du Licht in dieses Dunkel, o mein Gott!' kommt es aus den Tiefen seiner Seele.

2.

Wochen vergingen. In Sankt Isidor haben sich die hochgehenden Wogen der Erregung wieder gelegt.

Der Tote liegt still unter dem grünenden Hügel am Dorffriedhof. Des Bauern junge kinderlose Witwe ist zu ihren Eltern zurückgekehrt. Ein Grauen hat sie erfasst vor dem Orte des Verbrechens. Sie kann nicht mehr leben am Lärchhofe. Nun ist der lange Sepp der Besitzer. Er schaltet und waltet und regiert mit fester Hand. Er fühlt sich in seinem Element. Dass er sehr um den ermordeten Bruder trauert, könnte man nicht behaupten. Nur in einem zeigt sich seine Trauer. Er kann sich nicht genugtun in Wettern auf den Knecht, der die unselige Tat begangen haben soll. Begangen haben muss. Wer wäre es sonst gewesen? Der Franz, der gleich am folgenden Tage drunten in der Stadt festgenommen wurde, schwört zwar bei Gott und allen Heiligen, dass er unschuldig sei



PFINGSTMORGEN

Die Pracht der Natur ist wie eine lichte Spur der Fusstapfen Gottes, aus der man seine Schönheit, seinen Reichtum, seine Manigfaltigkeit und Freigebigkeit und andere Herrlichkeiten erraten kann. "Aber nur rasch ging er durch sie hin," wie der heilige Johannes vom Kreuz einmal sagte; denn die Natur gehört zu den Werken, die er nur im Vorübergehen schuf. Die viel grösseren Werke seiner göttlichen Liebe und Allmacht, die viel tiefer die unendliche Grösse und Fülle seiner Gottheit offenbaren und bei denen er grössere Sorgfalt verwendete, sind die Menschwerdung des Sohnes Gottes, die Erhöhung und Verklärung der Menschenseele durch übernatürliche göttliche Gnade, die ewige Seligkeit, sein stetes Wohnen und Wirken in der katholischen Kirche. Möchten uns diese göttlichen Kunstwerke nie alltäglich werden, sondern uns mehr zu dankbarer Bewunderung und Anbetung hinreissen.

... Aber was nützen ihm seine Beteuerungen und Schwüre? Er kann sein Alibi nicht beweisen. Er ist ja der einzige gewesen, der in der fraglichen Stunde am Lärchhofe war, er, der schimpflich Davongejagte, Grollende... Der Franz gibt es ja offen zu, dort gewesen zu sein. Er habe den Bauern gebeten, ihm den Lohn für den Monat auszuzahlen. Das habe der Lärchhofer auch getan. Zu einem Streite sei es nicht gekommen. So versichert der Franz immer und immer wieder. Er sei dann ruhig zur Stadt hinunter, um sich dort, wo gerade Marktag war, nach einem neuen Dienstposten umzusehen. Wer glaubt ihm seine Rede? Niemand. Niemand tritt für ihm ein, ausser der Pfarrer.

Sein Weib, die Notburga, weint sich fast die Augen aus. Auch sie weiss es, der Franz ist unschuldig. Sie kennt ihn durch und durch. Aber sie muss es erleben, dass die Leute im Dorfe sie scheel ansehen und die Kinder ihr böse Worte nachrufen. "Des Mörders Weib sollt' man net im Dorfe dulden!" so hört sie eines Tages eine Nachbarin sagen, und eine andere Frau zeigt verstohlen auf ihr Bübl, den Friedl, und sagt: — o wie brennen diese Worte sich in Notburgas Herz ein — : "Aus dem wird amol was Schönes werden! Dem wird das Böse schon im Blut sitzen. Von einem Verbrecherkind kann man net viel erwarten!"

Der Notburga ist's grad, als müsst sie entfliehen, weit, weit bis ans Ende der Welt mit ihrem armen Kind. Aber nein, sie muss tapfer sein. Sie ist ja fest davon überzeugt, die Wahrheit werde bald an den Tag kommen. Der Mörder des Lärchhofers kann nicht unentdeckt bleiben. Wie betet sie, dass die Unschuld ihres Franz bald offenbar werde. Geduldig erträgt sie alles Ungemach in dem einen Gedanken: es wird die Stunde der Erlösung und Rechtfertigung bald schlagen. Dann wird er wiederkommen und sie wollen noch einmal mitsammen ihr Leben beginnen.

Einmal hat sie ihn besucht, unten in der Stadt. Aber sie ist erschrocken über sein Aussehen. Der blühende, junge Mann ist völlig in sich zusammengesunken, sein Aussehen ist fahl, wie das eines Todkranken. Er ist ganz teilnahmslos, ganz gebrochen. "Mut, Franzl!" flüstert sein Weib ihm zu. "Gelt, Du verlierst das Vertrauen auf den Herrgott nicht?" Der Gefangene nickt nur, er ist kaum eines Wortes mächtig.

Auch der Pfarrer lässt es sich nicht nehmen, seinen Schützling in der Kerkerzelle zu besuchen. Lange bleibt er bei ihm und als er ihn verlässt, da schüttelt er voll Sorge das Haupt. "Der arme Franz," sagt er, "die Schmach und die Schande werden ihm noch das Herz brechen. Er ist eine stolze, gerade Natur, die furchtbar unter dem schwarzen Verdacht leidet. Wenn er verurteilt wird — und ich fürchte es wird dazu kommen — so wird er den Richterspruch wohl nicht lang überleben."

Was der Pfarrer vorhergesehen tritt ein. Es sind noch nicht zwei Moate verflossen, seitdem der Baumberger Franz zu lebenslänglichem schweren Kerker verurteilt wurde, da klopft es eines Abends zaghaft und bang an die Türe seines Studierzimmers und gleich darauf tritt die Notburga bei ihm ein. Wie durch einen Schleier blicken ihre verweinten Augen zum Pfarrherrn auf, stumm überreicht sie ihm ein Blatt. Kein Wörtlein brächte sie über die Lippen. Der Pfarrer liest das Blatt und auch ihm legt sich ein Schatten vor die Augen.

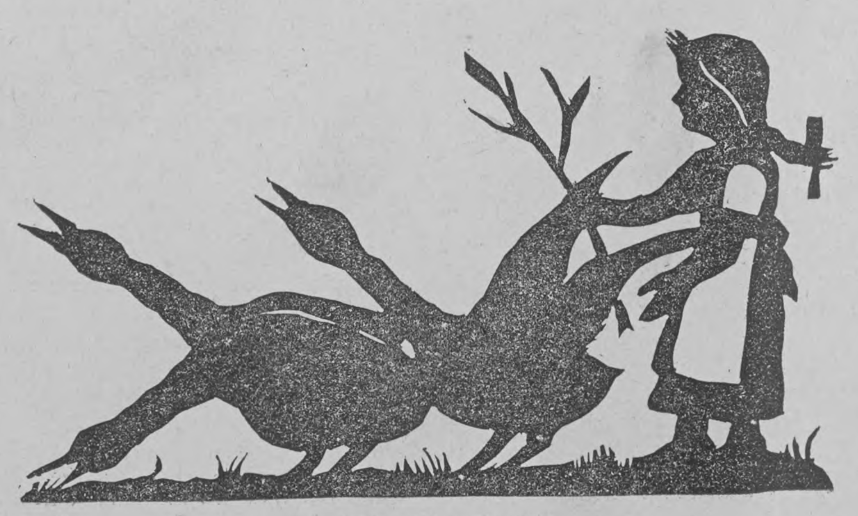
Er hält Franzens Todesnachricht in der Hand. Der Geistliche des Gefängnisses selbst ist es, der der Witwe den Tod ihres Mannes mitteilt. "Er ist als ganzer Christ gestorben," liest der Pfarrer.

Ganz still ist es im Pfarrzimmer.

Mitleidig schaut der Priester auf die schluchzende Frau. Schwer hat Gott diese kleine Familie heimgesucht. Arm und verlassen steht nun die Witwe in der Welt und dazu haftet ein furchtbarer Makel an ihrem Namen! Niemand wird sie und das unschuldige Kind schützen können vor Unbilden... Was könnte er tun für die Geprüften? Er sieht, es ist keines Bleibens für Notburga im Dörflein.

"Was gedenkt Ihr nun zu beginnen?" fragt er, nachdem er aus der Fülle seines priesterlichen Herzens die Arme zu trösten gesucht...

"Ich habe einen Oheim in Immendorf, der mich für einige Jahre in sein Haus aufgenommen hat, nach dem Tod meiner Eltern," entgegnet die Frau. "Zu



Das Gänseliesel

ihm möcht ich gehen. Vielleicht ist die Basl so gut und nimmt sich des Friedls an, bis dass ich einen Verdienst g e f u n d e n. Schwer wird's mir freilich, mich an sie zu wenden, denn es war ihnen net recht, dass ich den Franz geheiratet hab, sie wollten einen reichen Mann für mich. Aber ich mein halt, jetzt in meiner Not werden sie mich und das Kind net zurückweisen. Die Basl besonders ist allweil gut zu mir gewesen, sie wird net nein sagen."

"So versucht's in Gottes Namen," meint der Pfarrer. "Mein Segen begleitet Euch. Geht guten Mutes Euren schweren Weg und bedenket stets: Gottes Arm ist nicht verkürzt! Es wird die Stunde kommen, die Euren toten Mann die Ehre zurückgeben wird und den Flecken tilgt, der nun auf seinem Namen ruht."

Dankbar neigt sich Notburga über des Priesters Hand.

Und dann geht sie hinaus.

Draussen fallen die ersten Schneeflocken und durch die kahlen Aeste der alten Dorflinde fährt heulend der eisige Nordwind.

Es ist Winter geworden.

Die junge Witwe hüllt sich fester in ihr Tuch und steigt langsam die Stufen zur Pfarrkirche hinauf. Lange, lange kniet sie vor dem Hochaltare. Sie betet für den geliebten Toten, sie bittet um Kraft und Mut und Gnade für den kommenden Tag. Ihr bangt vor dem Augenblick, da sie des Oheims Haus betreten wird — und doch sehnt sie sich in dieser Stunde nach den Anverwandten, den Bekannten ihrer Kindheit ... O nur mit ihrem armen Kinde sollen sie Erbarmen haben! Für sich verlangt sie nichts. Sie wird sich durchkämpfen.

3.

Die weite Ebene um Immendorf ist tief verschneit. Seit zwanzig Stunden fallen unaufhörlich die weissen Flocken nieder.

Wie unter einem Leichentuch schlafen Wiesen und Felder, reglos wie träumende Gnomen hokken die verkürüppelten Weidenbäume am Wegessaum. Weit und breit ist's einsam und still. Die sonst so belebte Strasse ist heute menschenleer.

Doch horch, da tönt helles Schellengeklirr durch die Einsamkeit.

Ein leichter Schlitten kommt in eiliger Fahrt von Immendorf. Ein junger Mann lenkt das Gefährt, neben ihm sitzt warm behüllt eine stattliche Frau. Ungemein gütige Augen blicken aus einem ernsten, nicht mehr jungen Antlitz. Das Reisegepäck, welches rückwärts am Schlitten angeschnallt ist, zeigt sie uns alle Reisende, die zu der Station in der nicht mehr fernen Stadt fährt. In der Tat, Frau Martha Geiger, eine Lehrersgattin aus dem sonnigen Etschlande, kommt eben vom Besuche einer Schwester zurück, die in Immendorf verheiratet ist. Heute will sie noch zu ihrem Gatten zurückkehren. Fünf Tage war sie in der Schwester Heim und sieht im Geiste noch die fröhliche Kinderschar, die die Glückliche umringt.

Ach in ihrem Heim jauchzt und jubelt kein Kindermund! Ihr Einziges hat der Tod genommen. Wie lange ist's schon her? Zwölf lange Jahre! Und doch ist's Frau Martha, als sei's gestern gewesen. Sie fühlt den Schmerz jeden Tag neu. Gedankenvoll schweifen die Augen der stillen Frau über die weisse Fläche. Plötzlich schrickt sie zusammen. Eine dunkle, unbewegliche Masse gewahrt sie, kaum fünfzig Schritte vor sich auf der verschneiten Strasse. Erregt fällt Frau Martha ihrem Begleiter in die Zügel: "Halt, mir scheint dort liegt ein Mensch! Sollte ein Unglück geschehen sein?"

Der Schlitten hält und einige Augenblicke später beugt sich Frau Martha über die Gestalt einer wie leblos daliegenden jungen Frau. Blasse, eingefallene Züge erzählen von Kummer und Leid und Sorge. Ein Kindlein, warm in Tücher gehüllt, schläft an ihrer Brust.

Ein rührend ergreifendes Bild. Die arme Frau muss wohl vor Ermattung zusammengesunken sein. Wer weiss, wie weit sie gegangen durch den tiefen Schnee!

Frau Marthas Augen füllen sich mit Tränen. Hier muss sie eingreifen. Der Herrgott selbst hat sie des Weges geführt. Gott Lob, die Frau atmet, wenn ihr Gesicht auch totenbleich, die Lippen fahl sind. Ein Glück, dass es nicht sehr kalt ist. Vielleicht ist sie gerade vor einigen Minuten zusammengebrochen, erschöpft, kraftlos ...

Mit Hilfe ihres Begleiters, bettet Frau Martha die Fremde sanft in den Schlitten. O sie weiss wohl, wohin sie die Arme führen wird. Sie will sie zu einer alten Verwandten in die Stadt bringen, deren gutes, mildes Herz sie kennt. Vorsichtig löst sie das Kind aus der Mutter Arm und nimmt es zu sich. Wie sanft es schläft, ja Frau Martha ist's als lächle es im

Gottes Herrlichkeit im Mai

Singt dem Herrn ein neues Lied
auf der neu ergrünten Erde!
Seht, er sprach das Wort:
Es werde!
und die ganze Schöpfung blüht!
Lobt den Herrn in jedem Halm,
den der Mai ans Licht gehoben!
Alles Wachsen will Gott loben,
jede Blüte ist ein Psalm!
Dankt dem Herrn bei jedem
Blick
über braune Ackerkrumme!
Alles reift zu seinem Ruhme
in des Schöpfers Schoss zurück!
Dient dem Herrn mit Müh und
Fleiss,
dass er segne Feld und Garten!
Alles Werden ist ein Warten
auf das göttliche Geheiss!

—Willi Lindner.

Traum. Ihr mütterliches Herz tut sich auf weit, weit. Armes Kind, arme Mutter! Wie nah waren sie beide dem Tode. Wer mögen sie sein? Was mag die schwache Frau getrieben haben, heute den einsamen, langen Weg durch den tiefen Schnee zu machen?

Hurtig fährt der Schlitten weiter. Schon zeigen sich fern die Türme der Stadt. Auf leisen Sohlen kommt die Dämmerung über die Ebene geschritten....

Immer noch liegt die Frau reglos. Sie schläft den tiefen Schlaf der Erschöpfung. Es ist Notburga. Schweres hat der heutige Tag ihr gebracht. Voll guter Hoffnung hat sie an die Türe des Oheims gepocht. Der aber hat sie erbarmungslos abgewiesen.

“Wie, Du getraust Dich in mein Haus, nach allem, was vorgefallen?” hat der Bauer sie angeherrscht. “Hast Du Dir Deinen Weg nicht selbst gewählt? Jetzt hast Du die Strafe für Deinen Eigensinn. Mit Schimpf und Schande beladen, kannst Du und Dein Kind durchs Leben gehen. Na ,na, zu mir brauchst nimmer zu kommen, schau wie Du fertig wirst! Fort aus meinen Augen mit dem Kind, das Kind eines Mörders!

Die Base hat ein gutes Wort für sie einlegen wollen, aber der Mann hiess sie schweigen. Keiner Antwort fähig ist Notburga hinausgewankt aus dem Tor, hinaus aus dem Dorf, niedergeschmettert und trostlos. Die Worte des Oheims hallten in ihren Ohren nach, sie drangen in ihr Herz wie vergiftete Pfeile. Was sollte nun aus ihr werden? Was sollte aus ihrem Kinde werden? Armes Kind! Der dunkle Schatten würde es verfolgen, ihm alle Tore verschliessen, alle Lebensfreude töten.

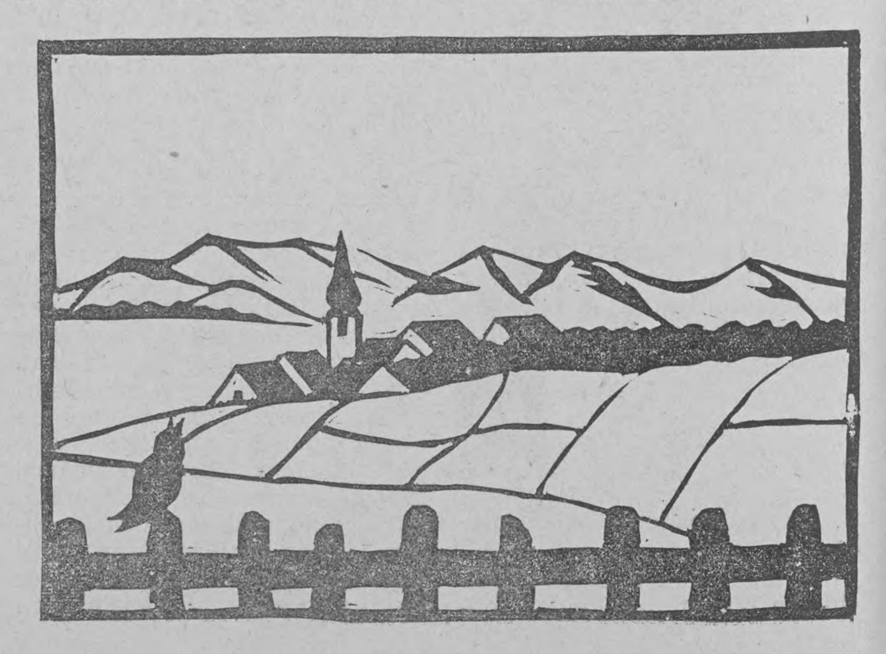
Wie ein Alp legte sich diese Erkenntnis auf Notburgas Seele, sie vergass fast ihre augenblickliche Not über diesen Gedanken. Mechanisch wanderte sie durch den Schnee, immer weiter, weiter...Drüben winkte ihr die Stadt, aber sie wusste nicht, an wen sie sich dort wenden sollte. All das Schwere, das sie in den letzten Tagen, in den letzten Stunden durchgemacht, hatte sich wie Blei auf ihre Seele gelegt... Das Kind auf ihren Armen begann zu weinen und sie hatte nichts für das Hascherl. Kein Tröpflein Milch, kein Stücklein Brot. Dieses hilflose Weinen brachte ihr die Grösse der augenblicklichen Not wieder zum Bewusstsein. Sie war allein, ganz allein, inmitten der einsamen Strasse. Weit und breit kein Haus, keine Hilfe. Eine plötzliche, furchtbare Angst überfiel die Frau. Mit aller Kraft, die ihr zu Gebote stand, eilte sie voran, der Stadt zu. Das Weinen des Kindes liess allmählich nach, vor Hunger und Müdigkeit schlief es ein. Die Mutter aber verliessen die Kräfte. Mit einem letzten Gebet für ihr Kind sank Notburga in den Schnee nieder. Gott erhörte sie.

Er sandte ihr die gute Frau Martha, die wie ein rettender Engel in ihr Geschick eingriff.

4.

Das Schulhaus von Wertach liegt auf einer kleinen Anhöhe, von fruchtbaren Obstbäumen umgeben, so recht in der Sonne, im Licht. Im unteren Stockwerk sind die Schulräume untergebracht, oben aber ist des Lehrers friedliches Heim. Da sieht man Blumen an allen Fenstern, da schaltet Frau Martha mit Fleiss und Emsigkeit und versteht es, Behaglichkeit um sich zu verbreiten.

Es ist nicht mehr still in ihrem kleinen Heim. Fröhliche Kinderfüsslein trippeln über die Dielen, frohes Kinderlachen erfüllt die Räume. Ein frisches, rotwangiges Büblein wächst in treuer Elternhut heran, Friedl, der armen Notburga Sohn. Frau Martha und ihr Mann haben ihn als ihr Kind angenommen. Blutenden Herzens hat Notburga ihn hergegeben. Es hat ihr Herzblut gekostet, sich von ihm zu trennen. Aber sie hat das Opfer gebracht. Und sie hat es ganz gebracht. Das Kind soll nicht erfahren, dass sie seine Mutter ist, sein Name soll unbekannt bleiben. “Die Menschen sollen ihn nicht verfolgen mit ihren Lieblosigkeiten, ihrer Verachtung. Der Name seines armen, unschuldigen Vaters soll nicht weiter besudelt werden. Sie selber hat wieder ihren Mädchennamen angenommen und dient als Magd im gleichen Dorfe, unbekannt, unerkannt. Schwer ist's, aber sie kann nichts anders. Sie muss dieselbe Luft einatmen wie ihr Kind, sie muss hie und



da sein blondes Köpflein hinter den Blumenstöcklein des Schulhauses auftauchen sehen. O wie selig sie dann ist! Wie innig freut sie sich seines Wohlergehens! Wie betet sie, dass sich Gottes Segen herabsenke auf den Friedl, den sie in so treuer Hut weiss . . .

Lange Zeit wusste selbst Frau Martha es nicht, dass sich nur einige Häuser entfernt, die Mutter ihres Pflegekindes befand. Notburga war meist im Hause beschäftigt, sie mied die Aussenwelt. Still ging sie ihren Pflichten nach. Aber es kam der Tag, wo Frau Martha es doch erfahren sollte.

Der Friedl war schon bereits drei Jahre alt geworden, da ereignete sich einmal, dass er in einem unbewachten Augenblikke dem Schulgärtlein und dem nahen Mühlbach sich näherte. Gar zu wohl gefiel ihm wohl das Plätschern und Rauschen des Wassers, tief beugte er sich über den Uferrand und bekam das Uebergewicht. Es war um die Mittagsstunde, der Dorfplatz leer. Aber sein Engel wachte. Im Augenblicke des Unglücks kam Notburga aus dem gegenüberliegenden Hause. Sie sah das fallende Kind, sie erkannte den Friedl. Todesangst erfasste ihr Mutterherz. Sie stürztte in die Fluten und gottlob, es gelang ihr, das Kind zu erfassen. Es lebte, es atmete noch. Sie selbst war es, die Frau Martha den Kleinen zurückbrachte. Da sahen die beiden Frauen sich wieder. Aber Notburga legte stumm den Finger auf den Mund . . . Keiner durfte etwas ahnen . .

Aber von diesem Tage an trat doch eine Aenderung in ihr Leben. Immer häufiger fand der kleine Friedl den Weg hinüber zum Röllhof, wo die Notburga diente. Stundenlang sass er neben ihr, wenn sie spann, und hörte den Geschichtlein zu, die sie für ihn ersann. Aber die Notburga kam auch manchmal ins Schulhaus herüber. Der Friedl verlangte nach ihr. Wie schlug ihr Herz ,wenn sie sah, dass das Kind sie liebte, wenn es von weitem ihr entgegenjubelte! Das waren die schönsten — und doch auch schmerzlichsten Augenblicke ihres armen Lebens. Voll stiller Bewunderung sah Frau Martha auf das arme Weib, das unbeirrbar seinen schweren Weg weiterging, sich opfernd für das Kind.

5.

Die Jahre vergingen.

Aus dem kleinen Büblein, das still, andächtig den Erzählungen der fremden Magd lauschte, wurde ein braver, ernster Knabe, ein überaus fleissiger Schüler.



Frühling

Der Pfarrer war voll des Lobes über ihn, aber auch sein Pflegevater, der Lehrer, staunte über seine Fähigkeiten und seine Begabung. Frau Martha blickte stolz und glücklich auf ihn. Wie fühlte sie sich reichlich belohnt für ihre edle Tat! Keine einzige sorgenvolle Stunde hatte sie seinetwegen durchmachen müssen. Wer beschreibt aber ihre Freude, als der Friedl, der nun inzwischen vierzehn Jahre alt geworden war, sie eines Tages mit der Nachricht überraschte, es sei sein Herzenswunsch, Priester zu werden. Da hätte sie am liebsten laut aufgejubelt. Aber auch der Lehrer war tief beglückt. Hatte er doch immer im stillen gehofft, sein Pflegesohn möge diesen Weg einschlagen.

Und noch ein Herz schlug bei dieser Nachricht laut und freudig: Das war das Herz der armen Magd im Röllhof. Der Friedl selbst teilte es ihr mit. Die Jahre hatten nichts an der Freundschaft geändert, die zwischen ihnen bestand. Nach wie vor zog es den Knaben zu der stillen Magd, die ihm einst das Leben gerettet. All seine kleinen Geheimnisse vertraute er ihr an, sie war seine Ratgeberin, sein guter Engel. Er fühlte sich geborgen in ihrer Nähe, so seltsam heimelig und froh . . . Ganz still nahm er sie einmal bei Seite und sagte feierlich: "Weisst, Burgele, was ich im Sinn hab? Ein Priester möcht ich werden und ich hab eine solche Freud: den Eltern ist's auch recht! Bald darf ich mit dem Studieren beginnen." Da brach ein helles Leuchten aus Notburgas Augen. Ein Freudenschimmer verklärte ihr Gesicht. In dieser Stunde sang ihre Seele ein lautes Magnificat. Nicht umsonst hatte sie ihr schweres Opfer gebracht. Wortlos zeichnete sie mit zitternder Hand ein Kreuzlein auf des Buben Stirne.

Das war alles. Aber der Friedl verlangte auch nichts anderes. Er wusste es, er fühlte es tief innerlich, wie die Notburgen sich mit ihm freute . . .

— — — — — — — — —

Als der Herbst kam, zog der Friedl in die Stadt zum Studium.

Frau Martha und ihr Mann waren wieder allein. Aber es war nicht mehr die drückende Einsamkeit von früher. Sie lebten in Gedanken an den Sohn. Sie freuten sich von einem hohen Festtag zum andern, von einer Ferienzeit zur andern auf sein Kommen.

Ein Jährlein ums andere sank in den Schoss der Vergangenheit.

Und auf einmal war er da, der Tag, auf welchen sie sich schon so lange freuten, dem sie mit Sehnsucht entgegen sahen, seit manchem Jahr: der Tag seiner Primiz!

Ganz Wertach legte ein Feierkleid an. In jedem Hüttlein war freudige Erregung. Jedes Gärtlein gab seine schönsten Blumen zum Schmucke der Kirche. Und die Böller knallten vom nahen Eglberg herüber und die Glokken jauchzten weit über das Tal.

Drinnen im Gotteshause aber brannten unzählige Lichtlein am Altare, und die Klänge der Orgel wallten feierlich durch den Raum.

In seinem weissen Messkleid stand der junge Priester am Altare. Tiefes, heiliges Glück war in seiner Seele. Alles um ihn war versunken, er war allein mit seinem Gott . . . O er fühlte seine Gegenwart, sein Herz redete mit ihm. All der Seinen gedachte er in dieser Stunde. Ihrer aller Anliegen legte er an des Heilands Herz. Auch die treue Freundin seiner Kindheit vergass er nicht, die stille, arme Magd am Röllhofe, die jetzt schon gebeugt und müde einherschreitet, in deren Haar nun schon manch Silberfädlein glänzt . . .

Die heilige Wandlung ist vorüber. Mit hoher, reiner Stimme singt der Priester das Paternoster. Und dann kommt der Augenblick der heiligen Kommunion.

Die Eltern erheben sich aus ihrem Gestühl. Die Bekannten folgen. In heiliger Ergriffenheit reicht der Neugeweihte ihnen den Leib des Herrn.

Als letzte nähert sich auch, wie in einem seligen Traum, die alternde Magd Notburga. Wie wundersam ist ihr zu Mute. Ihr ist's, als müsse ihr Herz zerspringen vor Glück, dass sie diese Stunde erleben darf!

Sie sinkt nieder an der Kommunionbank und empfängt das Engelsbrot aus ihres Sohnes geweihter Hand . . . Langsam kehren die übrigen auf ihre Plätze zurück.

Aber Notburga erhebt sich nicht . . . Sie sinkt in sich zusammen. Eine tiefe Ohnmacht hat sie umfangen.

Das Glück ist zu gross gewesen für ihr Herz.

Der Tröster

In jener Zeit sagte Jesus zu seinen Jüngern: "Ich gehe zu dem, der mich gesandt hat, und niemand von euch fragt mich: Wohin gehst du? Vielmehr hat Traurigkeit euer Herz erfüllt, weil ich euch das gesagt habe. Ich sage euch aber die Wahrheit: Es ist gut für euch, dass ich hingehe. Denn wenn ich nicht hingehe, so wird der Tröster nicht zu euch kommen; wenn ich aber hingehe, so werde ich ihn zu euch senden. Und wenn er kommt, so wird er die Welt überführen ,dass es eine Sünde, eine Gerechtigkeit und ein Gericht gibt: eine Sünde, weil sie nicht an mich geglaubt haben; eine Gerechtigkeit, weil ich zum Vater gehe, und weil ihr mich nicht mehr sehen werdet; ein Gericht aber, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist. Noch vieles hätte ich euch zu sagen, doch ihr könnt es jetzt noch nicht ertragen. Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommt, so wird er euch alle Wahrheit lehren. Denn er wird nicht von sich aus reden, sondern was er hört, wird er reden, und das Zukünftige wird er euch verkünden. Er wird mich verherrlichen; denn von dem Meinigen wird er nehmen und es euch verkünden."

—Johannes 16, 5—14.

6.

Eine Stunde später kniet der junge Priester an ihrem Lager. Er hält ihre kalte Hand in der seinen, er presst seine Lippen darauf. "Mutter, Mutter!" Aus tiefster Seele kommt der Schrei. Liebe, Glück, Dankbarkeit, alles liegt in diesem Namen . . .

Er weiss nun alles.

Schwer krank liegt die Notburga darnieder, Frau Martha fühlte es, jetzt darf sie nicht länger schweigen, jetzt ist ihr die Zunge gelöst. Soeben hat sie dem Sohn die Geschichte seiner Mutter erzählt. Und der junge Priester schämt sich nicht der Tränen, die unaufhaltsam aus seinen Augen rinnen. "Lass mein Mutterlein nicht sterben, o mein Gott!" so betet er. "Erhalte es mir, das so unendlich viel für mich getan."

Der junge Priester hat nicht umsonst gefleht. Notburga hat sich langsam wieder erholt. Schon lange vor dem Festtage hatte sie zu kränkeln begonnen, aber mit aller Gewlat sich aufrecht gehalten. Sie durfte ja nicht krank sein am Ehrentage ihres Sohnes.

Liebevoll wurde sie von Frau Martha gepflegt, die sie ganz zu sich nahm. Und die Liebe und Dankbarkeit des Sohnes umgibt sie wie heller Sonnenglanz. Aber nicht von langer Dauer ist sein Verweilen daheim.

Kaum vierzehn Tage nach seiner Primiz hielt er die Aufforderung seines Bischofs in Händen, den Posten eines Hilfspriesters in Sankt Isidor anzutreten.

Sankt Isidor! Welche seltsame Fügung.

Nicht ohne tiefe innere Bewegung trat der Neugeweihte diesen Posten an.

— — — — — — — — —

Zwei Monate ist der neue Hilfspriester in Sankt Isidor. Er hat sich schnell eingewöhnt und ist gerne dort. Mit väterlicher Güte hat der alte Pfarrer—es ist noch immer der gleiche—ihn aufgenommen. Recht gebrechlich und hinfällig ist der einst so tatkräftige Herr. Er bedarf dringend der Hilfe. Die weiten Gänge zu den Alten und Kranken in den einsam gelegenen Höfen nimmt nun der neue Kaplan ihm ab.

Stundenlang wandert der junge Priester über die einsamen Berg- und Waldwege. Dann muss er seiner armen Eltern gedenken, die einst hier gelebt, die

hier von dem schweren Unglücksschlag getroffen wurden. Sein armer Vater! Immer wieder wandern des Priesters Gedanken zu diesem zurück. Fünfundzwanzig Jahre sind verflossen, seitdem drüben am Lärchhofe die entsetzliche Mordtat geschah. Fünfundzwanzig Jahre! Und noch immer ist der Fall nicht aufgeklärt. Dem Armen, der in der Not des Kerkers dahingesiecht ist, ist immer noch keine Rechtfertigung geworden.

Seitdem der Priester das Geheimnis seiner Eltern erfahren, betet er täglich, mit der Mutter vereint, dass endlich Licht komme in das Dunkel jener unseligen Stunde... Seinem alten Pfarrer hat der Kaplan alles erzählt. Oftmals sprechen sie davon. O auch in des Pfarrers Erinnerung lebt dies traurige Ereignis noch ungeschwächt fort. Er freut sich, endlich wieder von Notburga zu hören, die, ihres veränderten Namens wegen, völlig unauffindbar gewesen war. Staunen und Bewunderung erfüllt ihn, als der Sohn vom heroischen Opfer ihres Mutterherzens erzählt.

"Gott wird ihren Grossmut und ihren Opfermut nicht unbelohnt lassen," sagte der alte Herr bestimmt. "Wie einst so sage ich auch heute noch: die Stunde wird kommen, die Euren armen Vater die Ehre zurückgeben wird. Dessen bin ich sicher."

7.

Es war an einem heissen Augustabend. Dunkle Wolken hingen am östlichen Himmel, eine drückende Stille lastete auf der Natur. Der alte Pfarrer hatte mit seinem Kaplan bereits zu Abend gegessen, plaudernd sassen die beiden Herren beisammen. Da erscholl plötzlich laut und stürmisch die Hausglocke. Erregt, atemlos stürzte gleich darauf ein junger Bursche in des Pfarrers Arbeitszimmer: "Dem Lärchhofer ist ein Unglück zugestossen," keuchte er mühsam. "Beim Kornaufladen im Stadl ist er abgestürtzt. Es steht recht schlecht um ihn. Der Herr Kaplan möchte gleich kommen."

Augenblicklich erhob sich der junge Priester und eilte hinaus.

Der Pfarrer blieb allein zurück. Unwillkürlich hatten seine Hände sich zum Gebet gefaltet. Der Lärchhofer am Tode!

"O Gott, ich bitte Dich, lass Deinen Diener nicht zu spät eintreffen! Gib dem Verunglückten Deine Gnade in seiner letzten Stunde!" betete er inbrünstig.



Sonne

Ja, der Lärchhofer war das schwarze Schäflein seiner Gemeinde. Seit Jahr und Tag besuchte er keine Kirche, keinen Gottesdienst mehr. Seine Habsucht und sein Geiz steigerten sich von Jahr zu Jahr. Und doch stand er ganz allein in der Welt. Er hatte keine Kinder, keine Erben. Bald, nachdem er Herr auf dem Hofe geworden war, hatte er geheiratet, aber es war keine glückliche Ehe gewesen. Erbittert über das Ausbleiben des ersehnten Erbens, hatte er sein Weib durch seine Misshandlungen früh unter die Erde gebracht. Seitdem lebte er allein, verbittert, von allen gemieden.

Und nun war sein letztes Stündlein nahe!

Sinnend schweiften des Pfarrers Augen in die Ferne.

Die Stunden vergehen. Hie und da zerreisst ein greller Blitz das dunkle Gewölk, ein dumpfer Donner folgt. Es ist schon völlig Nacht geworden, als der alte Pfarrer den Schritt seines Kaplans im Hausflur hört. Die Türe öffnet sich, er tritt ein. Aber der alte Pfarrer erschrickt fast über sein Aussehen. Das Licht der Lampe fällt voll auf ein wachsbleiches Gesicht. So hat er seinen jungen Hilfspriester noch nie gesehen. Und dieser seltsame Glanz in seinen Augen! Der Pfarrer will fragen, aber bevor er noch seine Lippen öffnen kann, hat der junge Priester sich an seiner Seite nieder gekniet. Seine zitternde Rechte ergreift die Hand seines väterlichen Freundes. Und noch bebend vor innerer Erregung erzählt er vom Erlebnis der letzten Stunde.

Der Lärchhofer ist ausgesöhnt mit Gott hinübergegangen in die Ewigkeit. Und in seiner letzten Stunde hat er öffentlich vor all seinen Leuten eine furchtbare Enthüllung gemacht. Er selbst ist es gewesen, der vor fünfundzwanzig Jahren seinen Bruder ermordet hatte! Getrieben von Neid und Habgier. Bei einem heftigen Streit wegen einer Nichtigkeit schlug er den Hilflosen nieder. Man glaubte ihn an diesem Tage in der Stadt, deshalb fiel keinerlei Verdacht auf ihn.

So setzte er sich in den Besitz des Hofes. Und erst der Tod sollte ihm die Lippen öffnen.

Lange kniete der Kaplan von Sankt Isidor an diesem Abend noch vor seinem Kruzifixe. Er pries Gottes wunderbare Fügungen, die gerade ihn an dies Sterbelager geführt.

Aus vollstem, tiefstem Herzen dankte er Gott, dass er diese Seele noch gerettet, dass er seine und seiner Mutter Gebete erhört.

Nun war der Fleck von seines Vaters Namen getilgt.

Nun konnte auch sein edles Mütterlein einem friedlichen Lebensabend entgegensehen.

MAIANDACHT

Von P. Jos. Schneider, O.M.I.

Vor Jahren haben gewisse Frauen für ihr Geschlecht eine Freiheitsbewegung ins Werk gesetzt. Sie erstrebt allseitige Gleichberechtigung mit dem männlichen Bruder. Man nennt die Bewegung "Emancipation" d.h. Befreiung von angeblich beschwerenden, entehrenden und beengenden Fesseln.

Bestehen solche Fesseln? Oder steckt nicht vielmehr etwas viel Bedenklicheres dahinter.

Es fing an mit der "Co-education" in den Schulen und mit dem Kampf um männliche Stellungen im Geschäfts- und Verwaltungsbetrieb. Dann ging's ums weibliche Wahlrecht und (bei den nichtkathol. Bekenntnissen) um Aufhebung des Paulinischen Kanzelverbots. Bei einem guten Teil der Frauen setzte es sich als 'Vermännerung' fort in Sport, Kleidung und Badevergnügen. Das radikale Element in der Bewegung begünstigte Ehescheidung; week-end-marriages; birth control und Ermordung der Kinder im Mutterschoss. Und es endete für leider allzu viele im allgemeinen Tiermenschentum. So ist die Emanzipation zur Revolution geworden. Revolution aber zerstört immer mehr als sie aufbaut.

Ja, je genauer man zuschaut, desto mehr entdeckt man etwas Satanisches in dieser Frauenbewegung. Wäre nicht der Geist der Hölle eine ihrer treibenden Kräfte, wie könnte das zarte Geschlecht so gegen sich selber wüten! Gegen alles Frauliche und Mütterlich-Feine! Gegen das, was seine höchste Ehre ausmacht! Gegen die Quellen des Lebens (Ehe und Familie), von deren Instandhaltung der Fortbestand der Nation und der zivilisierten Menschheit abhängt!

Handelt es sich in der Bewegung überhaupt um berechtigte Klagen? Vielleicht in Einzelfällen: bei gewissen Volksklassen; in Ländern wie Britisch Indien; dort, wo unchristlicher Humanismus und Deformation altheidnische Ideale ausgegraben und die Unterbewertung der Frau auf den Leuchter erhoben haben. Jedenfalls nicht dort, wo Christus Seine segnende und schützende Hand über die Frauenwelt breitet und Seine Autorität als Gesetzgeber des Neuen und Ewigen Testamentes anerkannt wird. Wie sprach doch der Herr zur Hl. Katharina von Siena? "Bei mir gibt es keinen Unterschied zwischen Mann und Frau; denn ich bin der Allmächtige". Er hat dem ganzen Frauengeschlecht wahre, erlöschende, beglükkende Emanzipation gebracht, u. die Jungfrauen, Gattinen, Mütter, Witwen sollten Ihm dafür täglich als ihrem Erlöser dankerfüllt ihr Hosanna singen. Aber gerade HIER liegt der Haken. Statt sich bewusst und entschieden um Sein Banner zu scharen, kehrt man Ihm den Rücken und erhebt den Revolutionsschrei nach umnebelten Freiheitsidealen. Statt stillen Dienens will man unbeschränktes Herrschen; statt der Heimlichkeit des häuslichen Herdes die Theaterbühne; statt des Schleiers freche Aufdringlichkeit und ungebührliche Entblössung ohne Geheimnis und ohne jeden Zauber. So nährt sich die moderne Frauenbewegung zum grossen Teil von Unzufriedenheit mit der gottgegebenen Ordnung; von Unversöhnlichkeit mit dem Platz, den der Schöpfer ihnen durch angeborene Fähigkeit und Neigung zugewiesen. Es ist ein Wüten gegen ihre Bestimmung und Stellung im Uhrwerk des Alls. Es ist eine Flucht vor dem Allerhöchsten; vor dem Opfer, dem Kreuz. Vor Haus- und Erziehungsarbeit und mutigem Mitleiden mit dem Gottmenschen. Es ist eine Dienst- und Gehorsamsverweigerung; das 'Non serviam' des Lucifer und der gefallenen Stammutter. Die moderne, entchristliche Frau hat den Schleier fortgeworfen und mit ihm den Willen zum Dienen.

Und das äussere Zeichen dieser inneren Einstellung ist das entgeistigte und entgöttlichte Frauenantlitz unserer Zeit. Die Allerweltsmaske, die einem überall entgegenstarrt — hergestellt durch Puder, Lippenstift und anstudiertes Puppenlächeln. Diese Allerweltsmaske der modernen Frau ist der Ausdruck des Verlustes ihrer christlichen Persönlichkeit.

Gibt es kein Heilmittel gegen solche Entartung? Alljährlich im Frühjahr hält die hl. kath. Kirche die Maiandacht. Sie ist so ehrwürdig alt und schön. Im Maimond war's:

Der Blumenteppich lag gebreitet um Nazareth, die heilige Stadt und prankte leuchtend schön . . .
Und auf dem Teppich, sonnenlicht umflossen, der Frauen Schönste.
Da kommt ihr Jesus angelaufen mit Blumen, rot und blau und grün und reicht sie jubelnd Unserer Lieben Frau.
Die Welt sah auf, der Himmel jubilierte.
Gefeiert war die erste Maiandacht und wohl die schönste!

Der Heiland hat sie angefangen, und die Kirche als Erbin Seiner Gaben, führt sie fort. Und wem gilt sie? Der Person der jungfräulichen Mutter des Herrn! Um sie ranken sich der Andacht Gebets- und Liederblüten. Der ganze Zauber von Feld und Wald erscheint über sie ausgegossen. Um sie wirkt und spinnt sich des Frühlings Blütenmeer wie ein Schleier aus Duft und geheimnisvollem Segen .

Der Sinn der Maiandacht reicht aber noch viel weiter. Denn in der Madonna wird das christliche Frauenideal auf den Thron erhoben; jenes weibliche Antlitz, das das Schönste dieser Erde widerstrahlt; in dem sich angeborene Hoheit und natürlicher Liebreiz mit himmlischer Gnadenfülle zu überwältigendem Eindruck verbinden.

So wird dann die Maiandacht zu einer Huldigung an das Ewigweibliche in der Welt; an den mütterlichen Drang zu retten, zu helfen, zu trösten, zu heilen und zu erfreuen; wie er sich kundtut in der Ehe, im Krankendienst, in den Orden von der ewigen Anbetung, in der Heidenmission.

"In jedes echten Weibes Herzen ruht ein schwerer, heisser Tropfen Heilandsblut.
Der macht sie SEHEND; sehend für das Leid.
Macht Frauenhände weich und hilfsbereit.
Sie KANN nicht anders: muss das Schwache stützen,
Dem Kranken helfen, Wehrloses beschützen."
(Elsie Ritter).

Diesen Muttertrieb feiert die Maiandacht; die Lust zur häuslichen Verborgenheit und Geborgenheit; den Drang zum Selbstopfer; die Freude am Dienen; die Hingabe an Gott und Seinen Weltplan. Wie sie sich kundgibt in dem weiblichmütterlichen Zug in der ganzen Natur; in den stummen Blumen und schweigenden Sternen, wie im Muttertier der Wildnis: liebend empfangen sie vom Schöpfer und geben dankend zurück.

"Natur und Kreatur, Flut, Stein und Pflanzen:
Ihr dient in Einfalt nur, doch still im Ganzen.
Dass ihr so lieb euch fügt: DAS ist's, was Gott genügt!"

Und was ERSTREBET die Maiandacht?

Sie erstrebt die Erhaltung und Wiederherstellung des Marianischen Geistes im Leben und Wirken unserer Frauen. Wie die Allerseligste auf ihrer Erdenpilgerschaft sollen sie ALLE, leidend und erlösend zugleich, ihren gottgewollten Platz ausfüllen. Ancilla Domini (Magd des Herrn) war sie hienieden und ist jetzt die Regina coeli (Himmelskönigin).

Doch siehe: da steht schon wieder die moderne Frauenrechtlerin und legt mit Nachdruck Verwahrung ein gegen solche "Knechtung" u. "Versklavung". Ist es Versklavung? Im Gegenteil; es ist für die Frau das Geheimnis zum Erfolg! Lehrt doch die Erfahrung, dass dienendes Frauentum stets königlich auf der Menschheit Höhen wandelt. Der Mann fühlt sich nun einmal als Starker in der Wertescala der erschaffenen Dinge. Eifersüchtig tut er alles, um diese Stellung zu wahren. Wer sie ihm streitig macht, reizt ihn zu Zorn und Widerstand. Und das tut die rechthaberische Frau. Die madonnagleiche Frau entwaffnet seinen Stolz und stellt ihn ihr als liebenden Bruder an die Seite, der sich Arme und Beine ausreisst, um ihr zu dienen. Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis des christlichen Rittertums. Der Franzose feiert diese Macht des dienenden Frauentums in dem Sprichwort: "Cherchez la femme!" Das heisst: wenn du irgendwo Spitzenleistungen eines Mannes auf sittlichem Gebiet antriffst, dann such nach den letzten Gründen solchen Könnens. Du wirst finden, dass fast immer eine starke, edle Frau dahinter steckt. Der Mann mit seiner kalten, harten Ueberlegung repräsentiert nach aussen; die Frau, unsichtbar im Hintergrund, spinnt die Fäden und befruchtet seine Energien, und so regiert sie die Welt.

Erkennst Du nun die tiefe Bedeutung der Maiandacht? Sie predigt die Allerseligste und wird damit zu einer Predigt über wahre Frauenschönheit und Frauengrösse. Sie gibt der Frau den rechten Platz im Weltraum, ihre wahre Beziehung zum Schöpfer und damit ihre wahre Würde. Sie gibt dem Frauenleben seinen tiefen, gottgewollten Sinn. Und so wächst sie sich aus zu einer alljährlichen Kulturtat im Leben der Völker. Denn wie die Frauen so die Kinder; so die Männer, so die Gesellschaft und so die weite Welt.

Die sieben Werke der leiblichen Barmherzigkeit:

Die Hungrigen speisen;
Die Durstigen tränken;
die Nackten bekleiden;
die Fremden beherbergen;
die Gefangenen erlösen;
die Kranken besuchen;
die Toten begraben.

Die sieben Werke der geistlichen Barmherzigkeit:

Die Sünder zurechtweisen;
die Unwissenden belehren;
den Zweifelnden recht raten;
die Betrübten trösten;
das Unrecht geduldig leiden;
denen, die uns beleidigen, gern verzeihen;
für die Lebendigen und Verstorbenen Gott bitten.

Wir wollen diese Werke der Barmherzigkeit ueben um wahre Christen zu sein.

Komm und Sieh!

Von einer Ursulinerin

Viel der Leser der Zeitschrift "Der Marienbote" kennen die Ursulinen-Schwestern. Alle, die noch nichts von ihnen gehört haben, lade ich ein zu einem Rundgang—wenigstens im Geiste — durch unser Kloster in Vibank und dessen Umgebung.

Der Zug vom Osten bringt Euch hierher gegen 7 Uhr morgens. Um ½8 Uhr ist in der Kirche (im Winter im basement) hl. Messe. So wird sich der liebe Besucher erst dorthin begeben und den lieben Gott um Segen für einen nutzbringenden Besuch bei uns bitten. Solltest Du auch die hl. Kommunion empfangen haben, so kannst Du als Fremder bei uns frühstücken.

Das grosse, rote Gebäude, westlich von der Kirche, ist unser Convent. Zwischen diesem und dem Kirchplatz steht unser erstes Kloster, das jetzt mit eigens dazu eingerichteter Veranda als Luft- und Sonnenkurhaus für die Erholung bedürftigen Schwestern und für Gäste benutzt wird. Komm vorn zur Haupttür des Convents herein, ins Parlor zunächst. Hier machen wir uns bekannt, und Du bringst Dein Anliegen vor.

Dann nehmen wir Dich mit zur Kapelle, zum hlgst. Sakrament, dem Zentrum alles Lebens und Wirkens hier. Die eine oder andere Schwester wird da knien, dem Heiland ihr Tagewerk aufzuopfern.

Sage Deinem Gott den Zweck Deines Herkommens und bitte um guten Erfolg. Dann magst Du Dich etwas umschauen. Wände und Decke der Kapelle sind von Schwestern selbst vor etwa zwei Jahren gemalt worden. Die Marienstatue zeigt Unsere Liebe Frau von der schnellen Hilfe. Dort steht unser lieber Hausvater, der gute hl. Joseph. Der weite Schrank rechts in der Sakristei ist auch die Arbeit einer Schwester.

Jetzt komm mit zur Bibliothek. Regt der Anblick der vielen Bücher nicht die Lust zum Studieren? Gut. Schau nach den weissen Eulen da oben auf den Bücherschränken und dem Studiosus in der Mitte!

Wie gefällt Dir der riesige Fern in der Ecke dort? Ein Exemplar der Blumenpflege.

Jetzt führe ich Dich in den Schlafsaal der Boarders. Jede hat ihr kleines, durch weisse Vorhänge abgegrenztes Zellchen mit Bett, Waschtisch, Stuhl, wo sie in Gottes Frieden sanft ruhen kann.

Die Schule ist an. Wirf einen Blick hinein in die Klasse durch das Fenster der Schultür. Da siehst Du alle — Grades XI und XII — an der Arbeit. Eine muntere, lebhafte Gesellschaft. Wenn Du willst, tritt ein ins Schulzimmer.

Unterricht und Erziehung der weiblichen Jugend ist — nebst eigener Heiligung — der Hauptzweck des Ursulinenordens.

In diesem Lande betreuen wir auch Knaben.

Dort ist noch eine Schulklasse. Die Landschaften an den Wänden sind auch Werk der Schwestern.

Einige Schwestern unterrichten an der Public-School, die Du später sehen sollst. Ausserdem haben wir noch Schulen an sechs Orten.

In den Sommerferien kommen alle Schwestern im Mutterhause zusammen, wo sie die schulfreie Zeit verbringen und in einwöchentlichen geistlichen Exerzitien Licht und Stärke sammeln für das neue Schuljahr. Viele Schwestern unterrichten auch in den Ferien in Vacation-Schools; und zwei nehmen gewöhnlich an einem Universitätskursus teil. Diese zwei machen dann ihre Exerzitien zu anderer Zeit.

Die Türglocke läutet . . . Klein Annette von der Public-School — mit blutendem Gesicht — Sie ist aufs Zementpflaster gefallen. Da kommt eben Schwester Nurse. Sie wird die Kleine gut besorgen. "Good bye, dear Annette, be brave."

Jetzt wollen wir hinunter gehen zur Rekreations- und Konzerthalle, wo es oft lustig zugeht. Da steht eines der Klaviere für Unterhaltung und Unterricht zur Vorbereitung auf das Musikexamen.

Nicht weit von hier ist der Waschraum mit elektrischer Waschmaschine, Mangel- und Plättvorrichtung.

Sieh, dort das Refektorium, wo unsere Boarder-Studentinnen sich stärken zu geistiger und leiblicher Frische und Arbeit. Alle sehen recht wohl und gesund aus.

Da treffen wir unsere "jolly" Schwester Köchin. Rufe ihr ein "hello" zu und lass Dir die Küche zeigen und daneben die Pantry, von der einige Stufen zum neuen Eiskeller führen, angelegt durch unsere Schwester Tischlermeisterin.

Ich zeige Dir noch den grossen Furnace-Raum mit unserem alleinigen Heizer und dem starken Blower für schnelle Wärme durchs Haus.

Nebenan die elektrische Maschine zum Aufpumpen des guten Trinkwassers.

Jetzt können wir den Aufgang benutzen, um ins Freie zu gelangen . . . Oben sind wir.

Du siehst dort, verbunden mit dem Convent-Grund durch Prärie und Fence das Public-School-Gebäude mit vier Klassenzimmern für Grades I bis X.

Das kleine dreifensterlange Häuschen am Anfang des Gartens dient als Aufbewahrungsort für Kartoffeln, Gemüse usw. Zaun, Caragana-Hecke, Bäume umgeben den Garten vor und

hinter dem Convent. Dort sind lange Reihen von Beerensträuchern.

Die lieben Bienen fehlen auch nicht, diese emsigen Lehrer der Arbeit als Lebenswürze und Lebenssüssigkeit. "Arbeit macht das Leben süss". Unter jenen Caragana-Sträuchern stehen ihre schmucken Häuschen. Bienen sind zugleich Aerzte. Hast Du Rheumatismus, so lasse Dich von ihnen stechen . . . und Deine Schmerzen fühlst Du nicht.

Weiter hinter dieser Halb-Poesie ist die Prosa — vier Kühe im Stalle. Ein Hühnerhof. Also noch ein Stück Farmwirtschaft.

Lass uns vom Stalle nun auf den Playground gehen. Er ist neben dem Garten. Wir kommen noch an einem roten Shed vorbei.

Der Spielplatz ist gross. Weiter über die Prärie hinten zu den Büschen. Der Haufen Steine am Eingang des Busches ist für eine Lourdes-Grotte bestimmt. Wie singen die Vögel so schön in den Bäumen und Sträuchern hier.

Weiter draussen ist ein grosses Kartoffelfeld und ein Stück Land zum Anbau von Sweet Clover für die Bienen.

Rechts draussen, verbunden mit dem Conventground — da ist das Stück, wo alle Schwestern, Lehrerinnen und Künstlerinnen in Musik und Malen, Tischler- und engineer-Genies, Köchinnen und Hausarbeiterinnen, alle, alle, einst ausruhen werden von ihrem Schaffen und Mühen, um zu erwarten den gerechten Lohn für ihre Werke. Es ist der Friedhof der Schwestern, ein abgegrenztes Stück vom allgemeinen Ortsfriedhof.

Glücklich alle, die dem Erdentand entsagt und nur für Gott gelebt und gearbeitet haben.

Was denkst Du, lieber Besucher? . . . Nicht wahr: "Alles Irdische vergeht, nur das Gute, die Tugend, besteht."

Lass uns ein Vaterunser beten für alle Verstorbenen. Und ein Ave Maria für die Lebenden, dass sie im gottgewollten Berufe ihr Leben und Sterben heiligen.

Wir wollen jetzt zurückgehen in die Kapelle, falls wir dem lieben Gott noch etwas Besonderes vorzutragen haben; dann haben wir noch ein Weilchen Zeit, miteinander zu plaudern.

Wenn Du noch etwas wissen willst, so kannst Du fragen, auch schreiben, und wir wollen gern zu Deinen Diensten sein.

Das erste Wort

Ein Landpfarrer erzählt: Vor einigen Wochen begegnete mir auf der Strasse ein junger Mann, den ich noch nie gesehen hatte. Ich nickte ihm beim Vorbeigehen freundlich grüssend zu und sprach ein paar Worte zu ihm. Er murmelte auch einige abgerissene, mir unverständliche Worte und ging vorüber.

Nach ein paar Augenblicken machte er kehrt und stand wieder bei mir. "Entschuldigen Sie, Herr Pfarrer," sagte er, "dass ich Ihnen auf Ihre zuvorkommende Ansprache kaum geantwortet habe. Ich war nämlich über diese so erstaunt, dass mir im Augenblick nichts einfiel, was ich darauf hätte sagen sollen. Mir ist es nämlich bisher noch nie vorgekommen, dass mich ein Geistlicher angesprochen hat."

Ich entgegnete ihm: "Sie sind offenbar in einer grösseren Stadt, in der ein lebhafter Verkehr auf den Strassen herrscht, und in der es weder üblich noch möglich ist, dass ein Priester die Vorübergehenden anredet. Aber hier auf dem Lande, wo einem verhältnismässig nur wenige Menschen begegnen, ist es anders. Da ist man oft froh, wenn man auf einsamen Wegen jemand begegnet, mit dem man ein paar freundliche Worte austauschen kann."

Ich liess mich nun mit dem jungen Herrn, der mir erzählte, er sei hier bei Verwandten auf Urlaub, in ein längeres Gespräch ein. Da gestand er mir, dass sein Glaube im Trubel der Grosstadt wankend geworden sei, und brachte allerlei Einwände gegen unsere Religion vor. Es gelang mir rasch, ihm diese zu widerlegen, und am Schlusse unserer Unterhaltung fragte er mich, wann er in unserer Dorfkirche die heiligen Sakramente empfangen könne. Tatsächlich beichtete und kommunizierte er auch am Sonntag darauf und verabschiedete sich nach Verlauf seines Urlaubs wieder freundlich dankend von mir.

Es kommt so viel im Menschenleben auf das erste Wort an. Wie oft könnte man eine hartnäckige, verbissene Feindschaft rasch beenden, wenn man sich nur zum ersten Wort der Versöhnung aufraffen und entschliessen könnte! — Wie viele Menschen setzen sich ahnungslos durch eine bedenkliche Freundschaft, durch Besuch zweifelhafter Vergnügungen und anrüchiger Gesellschaften den grössten Seelengefahren aus. Keiner wagt das erste Wort der Warnung und Mahnung, und doch, wieviel Unheil könnte durch ein solches verhütet und wieviel Segen gestiftet werden! Ein gutes, freundliches Wort liebevoller Mahnung und besorgter Warnung ist oft wertvoller in den Augen Gottes als das grösste Almosen und das strengste Werk der Busse.

Des Gegners Hass, er wäre zu verschmerzen;
Doch wie die Stacheln unbewusst getrieben,
In unsre Brust von denen, die uns lieben?
Von treuer Hand gehn Pfeile tief zu Herzen!

Zum Papstjubilaeum

Von P. Jos. Schneider, O.M.I.

Es gibt eine papst-f e i n d l i c h e Einstellung unter den Menschen, die mit Blindheit schlägt und zu gehässigen Aeusserungen treibt. Sie hat ihre Vertreter in der ganzen Welt. Wer denkt da nicht wie von selber an den Ku-Klux-Klan? Noch vor wenigen Jahren trieb er sein Unwesen in den Ver. Staaten und der düstere Schein seiner Wut flammte zeitweilig auch über unsere Grenzen herüber. Wer denkt nicht an die A.P.A. Es sind die Anfangsbuchstaben einer romfeindlichen Vereinigung, die sich Association for the Protection of America nannte: gegen "Römische Vergewaltigung" natürlich. Der Iconoclast hat sie umgetauft und gemäss ihrer wahren Natur "Aggregation of Political Asses" genannt. Und wer im Wilden Western erinnert sich da nicht an den armen Maloney, der einmal im Auftrag einer gewissen Regierung in Saskatchewan mit Lüge und Lästerung gegen die Kirche anzurennen sich erkühnte. Der elende Tropf hat auch eine armselige Reliquie von sich zurückgelassen. "Rome in Canada" hat er das Büchlein betitelt; es war, Gott sei Dank, nur eine Frühgeburt: starb, noch ehe es richtig geboren war. Die Waffen dieser Kämpfer sind Verächtigung und Anschwärzung, und das zu allen Zeiten. Stiess ich da noch neulich auf ein Buch, das erst im Spätherbst 1941 herausgegeben ist. Es befasst sich in ansprechender Weise mit den jüngsten Geschehnissen in Europa. In anschaulicher Kleinmalerei streut es Einzelbilder zwischen die grossen politisch-kriegerischen Ereignisse der letzten Jahre. Man folgt den Darlegungen mit echter Spannung. Doch halt: da erscheint auf einmal ein neues Kapitel mit einer verdächtigen Ueberschrift: "Politics and Souls". Man liest; man wird stutzig; es rasselt einem wie Keulenschläge auf den Kopf, die die Lesestimmung völlig zertrümmern. Was ist denn los? Nun, die zwei letzten Päpste werden in kaltblütigster Weise als abgefeimte Verbrecher hingestellt; als Meineidige und Mörder; als Mitschuldige an den schmutzigsten Missetaten der Politik im letzten Jahrzehnt. Gemäss diesem Zeitungsmann war der Austro-Marxismus der edelste Versuch zur Herstellung der Freiheit und Gleichheit, der je in Oesterreich unternommen worden ist; von Dollfuss wurde er im Blute erstickt. Der Papst sah es und rieb sich die Hände! Die Spanischen "Loyalisten" machten den patriotischsten Versuch zur Hebung ihrer Heimat. General Franco hat sich ihm entgegen gestellt und ihn rücksichtslos erdrosselt. Der Papst wusste darum und klatschte Beifall! In Polen wurden in einem jahrelangen Greuel- und Gewaltakt zehn Millionen Ukrainer mit Dolch und Pistole polnisiert. Der Papst gab dazu seinen Segen! Die Kirche brauchte in Deutschland einen modus vivendi, d.h. eine rechtliche Regelung ihrer Zusammenarbeit mit dem Staat. Der Vatikan scheute sich nicht, mit Hitler, dem berüchtigten Mörder und Vertragsschänder, die dazu nötigen Verhandlungen zu führen. In dem Stil geht es weiter. Man fragt sich: wie ist eine solche Hasspropaganda nur möglich? Genügt es zu sagen, dass dem Schreiber dieser Dinge "democracy" über alles geht? Ganz einerlei, welcher Art sie ist oder in welchem Mäntelchen sie daherschreitet. Ob als blutigroter Bolschevismus wie in Russland und Spanien oder als landesverräterische "Volksfront" unter Blum in Frankreich. Kein Wunder, dass einem Mann, der durch solche Brillengläser schaut, der Vatikan ein Dorn im Auge ist!

So hat das Papsttum seine Feinde. Auf der andern Seite gibt es Millionen bester Menschen, deren Herz in Dankbarkeit aufjubelt beim kommenden Bischofsjubiläum des Hl. Vaters. Sie wissen, was sie dem Stuhle Petri verdanken. Den K a t h o l i k e n ist der Papst das sichtbare Oberhaupt im Reiche Christi auf Erden. Viele N i c h t-Katholiken betrachten ihn zum mindesten als machtvollen Führer von 400 Millionen Christgläubigen, mit dessen Worten man rechnen muss. Allen aber, ohne Unterschied der Religion, gilt er als die Persönlichkeit, die in Sachen der internationalen Verständigung den grössten Einfluss auszuüben vermag und darin einmal eine entscheidende Rolle spielen m u s s. Man erwartet in der Tat allerhand von ihm gegenwärtig, wo der neue Weltkrieg uns umtobt, immer tiefer in unsern Geldbeutel, unsre Familien und Lebensgewohnheiten hineingreift und sich trotz aller Blitzigkeit wieder so schrecklich in die Länge zieht. Da erinnert man sich wieder, wie das Papsttum früherer Jahrhunderte so oft in Völkerstreitigkeiten eingegriffen und so bedeutsam zu deren Erledigung beigetragen hat.

Haben nicht die grossen Päpste der Völkerwanderung (um 400) des öfteren die wilden Stämme der Germanen bewogen, ihre Beutezüge einzustellen? Hat nicht der päpstliche Bannstrahl (um's Jahr 1000) genügt, um kriegslustige Staatshäupter zu entthronen? Hat nicht Urban II. (1095) der ganzen Christenheit allgemeinen Gottesfrieden aufgezwungen? Hat nicht der Papst (um 1210) viermalige Waffenruhe zwischen England und Frankreich hergestellt? Hat er nicht dieselbe (1585) zwischen Russland und Polen vermittelt? Hat nicht die Excommunication des siebenten Pius (1812) den Soldaten des stolzen Napoleon auf Russland's eisigen Schlachtfeldern die Gewehre aus der Hand geschlagen? Die Macht des Apostol. Stuhles reichte selbst hinüber

in die n e u e Welt. Kaum war Amerika entdeckt (um 1500), da brachte schon eine päpstliche Vermittlung eine Versöhnung zustande in den Colonial-Kämpfen zwischen Spanien und Portugal. Noch in den Tagen Bismarck's entschied Leo XII die Eigentumsfrage über die Carolinischen Inseln zu Gunsten Spaniens und 1906 wurde durch Regelung von Grenzschwierigkeiten zwischen Brasilien und dessen Nachbarstaaten der Ausbruch blutiger Konflikte verhütet. Frieden, Ruhe und Verständigung, so sagt man sich, war oftmals das Ergebnis päpstlicher Schiedssprüche in vergangenen Jahrhunderten — warum sollte es nicht h e u t e so sein?

So urteilt man mit Recht, und dieses Nachdenken bringt auch die edlen Friedensbemühungen der beiden letzten Päpste in Erinnerung.

Im Sommer 1935 hat sich Pius XI gegen den Ueberfall auf Abessinien gewandt. In seiner Zeitung (dem Osservatore Romano), in seinen Pilgeransprachen nannte er ihn ein "barbarisches Trauerspiel". Er warf dem ungerechten Angreifer sogar die Psalmworte entgegen: "Zerstreue, o Herr, und zerschmettere die, die auf Kriegsfahrten sinnen." In genau derselben Weise bemühte er sich um Zerstreuung der Kriegswolken am politischen Himmel Europa's. Für Erhaltung des Friedens hat er dem Himmel im Sterben sein Leben als Opfer angeboten.

Sein Nachfolger (Pius XII) trat mutig in seine Fusstapfen ein. Schon am Tage nach seiner Wahl (1939) richtete er eine dringliche Einladung zur Bewahrung des Friedens an die Welt. Bei den Freunden der Menschheit rief sie tiefste Bewegung hervor. Der Führer der Engl. Arbeiterpartei, Geo. Lansbury, bat den Papst, eine Osterkonferenz in Jerusalem zu halten. Vom Oelberg aus sollte ein Friedensgelöbnis der Völker ergehen im Namen Gottes und Seines Eingeborenen Sohnes. Es waren leider Einzelstimmen, die ungehört im Kriegsgeschrei verhallten.

Unbeirrt setzte der Papst seine Bemühungen fort. Zuschriften von Friedensfreunden aus aller Welt ermutigten ihn in seinem Unternehmen. Das Haupt der Anglikanischen Kirche versicherte den Hl. Vater der Mithilfe aller protestantischen Bekenntnisse. In einem zweiten Schreiben bat er ihn, die Führung der ganzen Christenheit zu übernehmen. Fieberhaft arbeitete der Papst. Es kam zu persönlichen Aussprachen mit gekrönten Häuptern und Regierungsministern aller Länder. Besprechungen fanden statt mit den politischen Vertretern am Vatikan. Die Frage wurde berührt in der Radioansprache an den Eucharistischen Kongress in Algier. Versöhnungsvorschläge ergingen durch die päpstl. Vertreter an die Hauptstädte Europas. Aufrufe wurden gemacht an die Mächtigen der Erde zur Opferbereitschaft für das allgemeine Wohl. Bitten zur Vermittlung wurden den kleinen Staaten unterbreitet. Daneben drängte der Hl. Vater auf entschiedene Bereinigung der schwebenden Fragen. Er lud ein zu einer 5-Maligen Konferenz zwecks Beilegung der Streitigkeiten um Danzig und den Korridor sowie zur Schlichtung der Interessenkämpfe um Tibuti, Tunis und den Suezkanal, nicht zuletzt auch zur Ausmerzung der Schroffheiten von Versailles. Eine internationale Konferenz im Vatikan sollte die Beratungen beschliessen. Immer wieder suchte der Papst das weltweite Verlangen der Völker nach Frieden in den amtlichen Verhandlungen zur Geltung zu bringen. Immer wies er hin auf die Verantwortung vor Gott und den Richterspruch der Geschichte. Alles in allem ein gewaltiger Rekord, wenn man bedenkt, dass all diese Anstrengungen sich in sechs Monaten zusammenhäuften! Sollten sie nicht noch heute bei allen Gutgesinnten helle Bewunderung auslösen? Wie traurig andrerseits, dass ihnen der gewünschte Erfolg versagt geblieben ist! Von den Verantwortlichen in der Weltpolitik ermutigte nur Graf Horthy von Ungarn zur Einberufung einer Konferenz. Frankreich gab seine Zustimmung nur zur Besprechung "allgemeiner" Fragen. Polen stemmte sich mit aller Kraft gegen eine Schlichtung des Streites über Danzig. England verhielt sich ablehnend gegenüber der geplanten 5-Mächte Konferenz. Einige Blätter verzerrten sogar die päpstlichen Schritte. Um so mehr buhlte man um die Gunst Russlands, was dem Papst sehr an die Seele ging; sah er doch, dass es zur Bolschevisierung Europas führen würde. Die italienische Regierung machte es klar durch feurige Reden in Turin und Aosta, dass sie nicht an Nachgeben dachte. Hitlerdeutschland gefiel sich in fortgesetzten Angriffen auf die Kirche und arbeitete mit dem Axispartner an genauester Festlegung ihrer Kriegspläne. Alle zusammen versicherten den Vatikan, sie dächten nicht an Krieg; keiner aber auch wollte sich irgendwelchen Vorschlägen beugen. Man verharrte in ewigem Schwanken. Keiner zeigte sich fähig der Entscheidung, ob in Dingen von solch ungeheurer Tragweite der Vorzug der rohen Gewalt oder der überlegenden Vernunft gebühre.

"Was der Papst auch immer sagen mag, klagte Pius XI 1935 seinen Kardinälen, es wird absichtlich missverstanden. Seine Worte werden ihm im Mund verdreht und willkürlich in ihr Gegenteil verkehrt." Und sein Nachfolger erklärte 14 Tage vor Ausbruch des jetzigen Krieges. "Vom ersten Tage unserer Amtserhebung ab, haben wir alles getan was in unseren Kräften lag zur Abwehrung der Kriegsgefahr und zur Stützung eines Friedens der Gerechtigkeit, wie er der Freiheit und Ehre der Völker entspricht. Leider haben wir wenig Willen zur Mitarbeit gefunden." Inzwischen sind die Würfel gefallen; wieder einmal wird der Kriegswahn sich austoben bis zum traurigen Ende.

Trotz aller Enttäuschungen bleibt der Hl. Vater seiner Aufgabe treu. Mitten im Kampfeslärm hören wir immer wieder seine Stimme. Wie sie

bittet um Schonung des Privateigentums und menschliche Behandlung der Kriegsgefangenen; wie sie abrät von Bombardierung der Zivilbevölkerung in offenen Städten; wie sie eifert gegen den Gebrauch von Giftgas und anderen barbarischen Mitteln. Dabei redet sie vorsorgend von der Zukunft. Ein jeder kennt die 5 Punkte des päpstl. Friedensprogramms. Sie drängen auf unbedingte Rückkehr zum Sittengesetz in der internationalen Politik. Kein Wunder, dass alle Gutgesinnten zum Vatikan hinüberschauen! Man wartet auf die grosse Zeitenwende, die da endlich einmal aufräumt mit den bisherigen Wahnsinnsideen in der Politik und den breiten Massen der Völker eine dauernde Friedenszeit gewährleistet.

Wenn sie kommt, dann wird sie zum grossen Teil das Verdienst des XII. Pius sein. Sein Familienname ist "Pacelli", Sohn des Friedens. In seinem Wappen führt er das Bild der Taube mit dem Palmzweig im Schnabel. Bei seiner Wahl wölbte sich in voller Farbenpracht ein herrlicher Regenbogen über dem St. Peters-Platz in Rom. Sollte all das uns nicht träumen machen von der Entstehung einer neuen Welt?

LEBENSWEISHEIT

Die ganze Natur strebt nach Licht. Gott ist nicht bloss ein Abglanz des Lichtes, sondern das Urlicht selbst, dem wir Menschen alle zuzustreben haben.

Nicht nur auf eigene Verdienste darfst du die Zuversicht auf deine Zukunft bauen, sondern vorerst auf die Erbarmungen Gottes.

Den Anker des Gottvertrauens hat jeder nötig in den Geschicken des Lebens—und wäre es auch nur in der letzten Stunde!

Zum rechten Gottvertrauen gehört auch immer einiges Selbstvertrauen.

Früh und spät soll uns allen im Sinne liegen: dass wir Kinder Gottes sind!

Verscheuche das Bangen vor der Zukunft durch verstärktes Gottvertrauen. Tu deine Pflicht, im übrigen sorgt Gott!

In Wirrnissen der Gedanken und Gefühle erwecke Gottvertrauen!

Iss, was gar ist.
Trink, was klar ist.
Sprich, was wahr ist.
Zahl', was bar ist.

Je grösser eines Mägdlein's Putz,
Je minder ist sie selber nutz.

Die Rache ist keine Zierde für eine grosse Seele.

Wie man den Karren schmiert, so läuft er.

Ein Monatsheiliger

Zu den Bittagen

Am Tage vor dem Eisheiligen, am 11. Mai — in Süddeutschland rechnet man ihn zu den "gestrengen Herren" — feiert die Kirche das Fest des heiligen Bischofs Mamertus, der im Jahre 485 starb und als der Urheber der Bittprozession gilt.

Schon im alten Rom hielt man zu Ende April einen Bittgang, wobei man einen heidnischen Wettergott um Segen für die Früchte des Feldes bat. Dieser Bittgang fiel auf den 25. April, und er blieb auch bestehen, seitdem zu Anfang des 4. Jahrhunderts durch Kaiser Konstantin das Christentum zur römischen Staatsreligion erhoben war. Als die Kirche das Fest des heiligen Evangelisten Markus auf diesen Tag gesetzt hatte, kam die Bezeichnung "Markusprozession" in Brauch, wenngleich an sich der heilige Markus mit dieser Prozession nichts zu tun hatte.

Nun betet man natürlich am 25. April nicht mehr zu dem alten Wettergott, sondern zu dem einen wahren Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat und der allein den Früchten das Wachstum verleiht. Durch Missernten, Seuchen und allerlei Unglücksfälle war in Südfrankreich das Volk schwer heimgesucht worden. Da ordnete um die Mitte des 5. Jahrhunderts Bischof Mamertus von Vienne drei Sühnetage vor Christi Himmelfahrt an, an denen die Gläubigen Werke der Busse verrichten und Bittgänge für die Feldfrüchte halten sollten. Zum Anfang des 6. Jahrhunderts wurden diese Bittgänge von ganz Frankreich übernommen. In Rom sträubte man sich ein wenig, diese Uebung für die ganze Kirche einzuführen, weil man ihren Busscharakter für nicht passend hielt zu der österlichen Zeit, die eine Zeit der Freude ist. Erst ums Jahr 800 wurden die Bittgänge für die ganze katholische Kirche angeordnet. Vielfach machte man die Gänge barfuss; selbst Kaiser Karl in Aachen und die heilige Landgräfin Elisabeth von Thüringen gaben dieses fromme Beispiel. — Trifft es sich nicht schön, dass die Bittgänge gerade vor dem Feste Christi Himmelfahrt stattfinden? Jst's nicht, als schritten wir das letzte Mal mit dem Herrn zusammen durch Land? Sind sie nicht ein beredtes "Sursum corda", ein Hinweis und Aufblick zu Gott, dem Helfer in der Not und dem Segenspender für Menschen, Vieh und Feld? Sind sie nicht eine anschauliche Predigt, dass wir über aller Sorge ums Irdische das Streben nach dem Himmel nicht vergessen dürfen, sondern in allem zuerst suchen müssen, was droben ist?

Wer andrer Schwäche zeigt, verberg' erst seine Schwäche.

Fuenfzig Jahre im Oblatenorden

Auf unserem Redaktionstisch liegt ein kleines Zettelchen, auf dem geschrieben steht:

Geboren am 21. April 1873 in Essen, Deutschland.

Am 5. Mai 1891 im Noviziat der Oblatenpatres zu St. Gerlach, Holland, angekommen. Drei Tage nachher wurde ich eingekleidet.

Am 9. Mai 1892 meine ersten Gelübde gemacht und dem Oblatenorden beigetreten. Am selben Tage wurde ich in das St. Karls-Kloster, Holland, geschickt. Im Juni 1894 erhielt ich den Befehl, nach Paris ins Generalhaus, zu übersiedeln. Ende Oktober 1894 wurde ich nach Rom geschickt. Dort im Mai 1898 die ewigen Glübde abgelegt.

Im Mai 1902 schickten mich meine Oberen von Rom nach Canada, in die Provinz Manitoba.

Seit 1926 in der St. Marienprovinz der Oblatenpatres.

Das ist der selbstgeschriebene Lebenslauf des ehrwürdigen Bruders Johannes W. Schumacher O.M.I., der am 10. Mai dieses Jahres in Battleford, Sask., sein goldenes Ordensjubiläum feiert. Einfach und bescheiden, ganz wie unser guter Bruder Schumacher, sind diese Worte. Was aber an Opfer, an Kreuzen, an Arbeit, Mühen, Gebeten und schöner Treue zu hohen Idealen dahinter liegt, das weiss Gott.



Und Gott soll auch der einzige Wissende bleiben, so ist es der ausdrückliche Wunsch unseres Jubilanten. Wir fügen also nichts dem selbstgeschriebenen Lebenslauf des ehrw. Bruders Schumacher O.M.I. hinzu, überlassen es Gott, den Menschen einmal davon zu erzählen.

Was wir aber doch gerne tun möchten, ist, unserem lieben Jubilanten Gottes Segen zu wünschen zum schönen Tag seines goldenen Ordensjubiläums. Und Dank möchten wir ihm im Namen aller Oblatenpatres, aller Oblatenseminaristen und aller Oblatenbrüder der St. Marienprovinz sagen. Wir wissen ja alle, besonders unsere jungen Patres, die in St. Charles und in Battleford ihre Studienjahre verbracht haben wissen es, wieviel wir dem guten ehrwürdigen Bruder Schumacher O.M.I. zu verdanken haben. In beiden Häusern hat er gearbeitet und nicht nur mit seinen Händen, aber oft auch durch seinen klugen Rat geholfen, unsere Studienanstalten aufrecht zu erhalten und so unseren Seminaristen den Weg zum heiligen Priestertum zu erleichtern. Es steht zwar in keinem Buche geschrieben, was der ehrw. Bruder Schumacher O.M.I. alles in seinem langen Oblatenleben getan und geleistet hat; Jeder Priesterweihtag in Battleford ist aber wie eine grosse—wenn auch nicht jedem erkennbare—Schrift Gottes, die Zeuge ist und zugleich auch Lohn für die stille, unbekannte Arbeit unseres Jubilanten.

Möge der 10. Mai unserem ehrw. Bruder Schumacher O.M.I. ein Tag innerster Freude und reichsten Segens sein. Gebührend danken können wir ihm nicht, wenn wir ihm auch die allerschönste Jubiläumsfeier bereiten würden. Aber gedenken wollen wir seiner so gut wir es können. Der Herrgott wird seinen Lohn hinzufügen, wenn es Zeit dazu sein wird.

Gottes Segen und unsere herzlichsten Glückswünsche, lieber Bruder!

Grosse Vorsätze fassen ist grossmütig; und doch nehmen sich die schlechtesten Menschen bisweilen am meisten vor. Was also? Grosse Vorsätze machen und sie halten, das ist wahre Grossmut. Die Hölle ist voll von guten Vorsätzen, der Himmel voll von guten Taten.

Ein fröhliches Herz ist des Menschen Leben.

Die Lüge ist der fressende Lippenkrebs der Seele.

Der Mann ist uns der beste, der grad und aufrecht geht.



VOM Schusterseppel

Liebe Leser und Leserinnen.

Ich tu Eich heit verkiende und belehre, wie dass mir ufpasse solle wenn mir es mit die Weibsleit zu schoffe hobe. Ich will net soge und ich tu net im Sinn hobe, die Uffweisung bringe, wie dass die Weibsleit hinnerlistig sein tue und mit die Falschheit zu schoffe hobe, ich tu nur aus meine Erfohrung vermelde, dass die Weibsleit einige Zeit mehr Mut uffbringe verstehe als mir Mannsleit.

Viele Johre zurieck, wie ich noch uf der Farm g'huckt und geschustret hob, hen ich in eine schene katholische Gemeinde g'lebt, in was welle Gemeinde der Prieschter nur uf jeden zweiten Sunntag kumme is. Ein Sunntag hen mir den Poter g'hat, und den anren Sunntag sein mir allein gewest in der Kerch. Mir hen an sollen Sunntage mit die Glocken geleit, hen g'sunge, den Rosenkranz gebät, nochher hen mir vor der Kerch Maistub geholte und sein dann mit ein zufriedenes Herz hamgefohre.

Wie mir so gelebt hen, da is im Summer, wie ich mich noch erienre kann, der Klaksteiner George vom alten Land komme und hot sich in unsre Gemeinde h'neing'huckt, vonwege weil mir alle noch vom olte Land bekannt mit ihm wore.

Soller Klaksteiner George hot sich fier ein kluger Mann geholte. Er is so klug gewest, dass er olles besser gewiesst und gekennt hot wie alle Governments und olle Päter von der ganze Welt.

Wie er zu uns komme is, hot er sich auch eine Bank in der Kerch gerent. Ganz vorn hot er hucke wolle, wie sich das gehere tut fier kluge und uffgestudierte Leit. Er is wohl die Sunntäg vier bei uns gewest, da hot er eimol ganz laut zu die Leit vor der Kerch gesproche:

"Leit", hot er g'sogt, "ich tu Eich soge, dass mir keinen richtigen Gottesdienst net hobe tue in unsre Kerch."

"Solles braucht ihr uns net zu soge, George, solles wiesse mir mit unsren eignen Verstand, dass mir keinen richtigen Gottesdienst net hobe tue, wenn keine Poter net do is", hot der Leib August den George gleich unnerbroche. Ober der George hot sich net stoppe losse:

"Leit", hot er g'sogt, "mir kenne einen guden Gottesdienst hobe, wenns ihr nur uf mich und meine Person here wollt. Auch an sollen Sunntag, wo dass der Poter net hier is, kenne mir ein gudes Amt und ein richtigen Gottesdienst hobe, wenn mir ein bissel mit unsren Kopf denke täte."

"Was tut's ihr denn anrote, was solle mir tue?" hen da die Leit gefrogt, und der George hot geantwort:

"Mir tun doch alle wiesse, dass zu ein richtigen Sunntagsgottesdienst die Verkiendigunge zugehere tue, was welle Verkiendigunge der Poter allweil vor seine Prädigt vorlese tut. Ich mein, Messe holte ohne Priester kenne mir net. Und auch net prädige, vonwege weil dass nur zu die Prieschter zugehert. Ich tät mich schon uf das Prädige verstehe, besser wie unnerschiedliche von unsre Päter. Ober weil ich ein guder Katholik sein tu, aus soller Ursach tu ich nix net zu schoffe hobe mit das Prädige. Ober die Verkiendigunge, solles, Leit, sollte mir net unnerlosse, vonwege weil das zugehere tut zu jeden Gottesdienst."

"Was welle Verkiendigunge, schauts schauts, wie dass der sich gestudiert moche tut," hen ein poor Weiber uf eimol zum George h'niebergeschriee, "wollt ihr's gescheiter sein wie unsre Päter? Niemals net hen mir solles g'hert, dass mir Verkiendigunge moche solle. Wer soll sie denn moche und ieber was welle Geschichte solle mir verkiende?"

Da hot dann der George laut die Weibsleit "dummes Viech" geheisse und hot zu die Männer g'sogt, dass er schon die Verkiendigunge moche kann, wenn sie ihn zum trustee vote tue, und wie dass sie doch manchmol meetings hobe tue, was welle meetings er verkiende werd. Und auch ieber die Weizenpreise und ieber Taufe, Heirote, iber die Dreschmaschin, was er hobe tut und gern an alle gude Nachborn verrente tut, muss man zu die Leit von der Gemeinde verkiende.

"Solles tut net zur Kerch zugehere, und ihr tut's ja gorkein Englisch net verstehe, wie wollt's

ihr nochher die englische Verkiendigunge lese, was der Poter manchmol hobe tut Geht's nur ham, ihr Verkiendigungdamel, geht's ham", hen die uffgebrochte Weibsleit geschriee, vonwege weil sie net stände gekonnt hen, dass der George sie mit dummes Viech ieberschiempft hot.

Ober die Mannsleit hen Gefolle gefunne am George sein Wort. Sie hen sich die Sache ieberdenkt und hen den George zum trustee gevotet und den Ufftrag gebe, am Sunntag mit die Verkiendigunge anzufange. Sie hen auch ein Zettel von die Weibsleit g'hat, uf was wellen Zettel in englischer Sproch eine Verkiendigung von die Ladies' Aid gestanne hot.

"Tut's ihr eich uf das Englische auskenne?" hen die Mannsleit gefrogt, wie sie sollen Zettel dem George uf den Tisch g'legt hobe. Und der George is ufgestanne von seinen Stuhl, uf was wellen Stuhl er g'huckt hot, und hot g'sogt:

"Mannsleit, solles tut man einen Mann net froge, was im alte Land mehr Viech im Stall g'hat hot wie hier die ganze Gemeinde. Ich bin ein guder Farmer, tu mich auskenne uf einige Wertschaft, da werd ich mich wohl noch uf die Verkiendigunge auskenne könne."

Die Mannsleit hobe nix net zu antworte gewiesst und hobe dem George nur g'sogt, dass sie einen feinen Gottesdienst expecte tue.

Uf'm anren Sunntag sein mir denn alle in der Kerch zusamme kumme. Der George hot schon vor der Kerch gestanne mit viele Zettel in der Hand. Mit niemond net hot er gesproche. Er hot nur wie wietieg in die Zettel rumgestudiert und is fiess am Denke gewest. Wie ihm einer von die Mannsleit die Anfrog gestellt hot, obs er vielleicht net verstehe tut, was uf solle Zettel geschriebe is, da is der George ernst worde und hot g'sogt:

"Lieber Martin", hot er g'sogt, "ihr miesst net denke, dass das Verkiende so einfach sein tut. Hen ihr noch net gesehe, wie dass unsre Päter die Verkiendigunge net einfach runnerlese, wie sie ober jede Verkiendigung auseinannerlege tue, so dass mir sie auch verstehe könne? Solles tu ich grod jetz ieberdenke. Das Auseinannerlege von die Verkiendigunge is nämlich sehr wiechtig und nicht jeder tut den Kopf fier solle Sach hobe."

Nun sein mir in die Kerch h'neingange, vonwege weil der alte Stuber Franz schon die Glock geleitet hot. Zuerscht hen mir gesunge, nochher hen mir zwei Gesetzel vom Rosenkranz gebät, und dann is der George uffgestanne und is an die Kommunionbank gange, vonwege weil mir das so ausgemocht hobe.

Der George hot sich in der Kerch rumgeschaut, hot mit der Hand ein Zeichen zu die Leit gebe, und hot g'sogt:

"Heit, uf den siebten Sunntag noch die Pfingschte hen mir folgende Verkiendigunge zu moche und zu vermelde:

"Erschtens: Die Loidies Oid Woiber (Ladies' Aid) tun eich zu wiesse gebe, dass am nächschte Mittwoch Obend in der Hall ein Ize Kreame Sozial (Ice Cream social) stattfinne tut, was welles Ize Kreame Sozial eine meeting is, uf was welle meeting mir von die soziale Froge spreche werde. Solle soziale Froge is sehr wichtig, liebe Leit, vonwege weil sie uns uffweise tut, wie das der Heilige Voter in Rom ieber die Weizenpreise und ieber die Not von die Farmer denke tut. Desholb, Leit, tut's komme, wenn eich die Loidies Oid Weiber einlode tue."

"Zweitens: . . ."

Mehr hot der George ober net spreche kenne. Denn uff eimal sein alle Weibsleit uffgestanne und sein h'nausgange aus der Kerch. Draussen hen sie sich vor die Tier uffgestellt un hen geschwatzt un geschiempft, dass mir Mannsleit auch h'nausgange sein um nochzuschaue, wie wietieg dass die Weibsleit vonwege unsren neien trustee sein tue. Und do hen denn die Weibsleit geschriee:

"Ein Schand tut das sein fier die heilige Kerch. Mir sein keine Loidies Oid Weiber net, mir sein Loidies Oid Fraue. In der Kerch tun mir uns net den Nome "Weiber" anlege lasse. Und was welle soziale Froge tun mir uf'm Mittwoch bespreche? Ice Cream wolle mir verkaufe, und nix net weiter. Keine Weizenpreise hen mir net im Sinn, das hot der George nur so g'sogt, vonwege weil er vielleicht neidisch sein tut uf unser Ice Cream. H'naus mit den aus'm Kerchenrot. H'naus, sonschten tun keine mehr von uns in die Kerch komme."

Mir Mannsleit hen auch gedenkt, dass es wohl so uffkomme werd, dass mir den George feiren miessen von sein Amt als trustee. Wie mir uns ober noch ihm umgeschaut hobe, da is er schon zu die Hinnertier von der Kerch h'nausgesprunge gewest, in die car g'huckt und hamgefohre. Niemols mehr hot der uns Verkiendunge gemocht.

Wie der Poter solles gehert hot, do hot er uns alle verschiempft. Und ich hob bei mich gedenkt: Der Poter tut ganz recht hobe. Mir solle uns net h'neinmische in das Verkiendige. Solles tut zu die Päter zugehere. Wenn mir das Verkiendige selbsten moche, nochher kann noch ein Frank oder ein George oder ein Mike komme, was sich uf das Prädige auskenne tut, dann kummt noch ein Frank oder George oder Mike, was schen das "Dominus vobiscum" singe kann, und nochher tun mir keine Päter net brauche.

Ne, liebe Leser und Leserinnen, sein mir net zu gescheit in der Kerch und im Kerchenrot. Ich tu eich soge: Die Weibsleit, die tun manchmol schnell ausfinne, ob mir Mannsleit fier das Gude in der Kerch orbeite tue, oder ob mir nur feite tue und meetings holte und den Päter Vorschrifte moche, vonwege weil mir ein dicken Kopf uf'm Hals troge.

Wenn ich kein Schwein net zu schlochte verstehe, dann tu ich keins net schlochte, wenn ich mich uf keine Dreschmaschine net auskenne kann, dann tu ich keine net händle, und wenn man nix net von die Kerchensoch versteht, nochher soll man sie net uffixe wolle, sonschten gibt es nix Gudes net.

Mit sollen Rot uf den Lippen griesst eich

Der Schusterseppel.



Das Gemeindekind

Erzählung von
Maria von Ebner-Eschenbach

(Fortsetzung)

"Undankbar!" donnerte er, und durch die Empörung hindurch, von der er glühte und bebte, klang erschütternd eine Klage lang erlittenen Schmerzes. "Undankbar? Und was verdank ich euch? Für den Bettel, den ihr zu meinem Unterhalt hergegeben, hab' ich mit meiner Arbeit tausendfach bezahlt. Den Unterricht in der Schule hat mir der Lehrer umsonst erteilt. Keine Hose, kein Hemd, keinen Schuh hab' ich von euch bekommen. Den Grund, auf dem mein Haus steht, habt ihr mir doppelt so teuer verkauft, als er wert ist. Wie der Bürgermeister gestorben ist, habt ihr mir die Schuld gegeben an seinem Tod, eure Kinder hätten mich beinah gesteinigt, und wie ich freigesprochen war, da hat es geheissen: Bist doch ein Giftmischer! Jetzt rette ich dem Peter sein Leben, und weil ich dabei dem Wirt seinen Zaun umgerissen hab', muss ich den Zaun bezahlen . . . Bagage!" Er warf ihnen zum zweiten Male das Wort ins Gesicht wie eine ungeheure Ohrfeige, die allen galt und für alle ausreichte, und war's die elementare Macht des Zornes, der ihm aus den Augen loderte, war es die halb unbewusste Empfindung der Berechtigung dieses Zornes — trotz des Aufruhrs, den jenes Wort hervorrief, konnte Pavel fortfahren: "Warum wart ihr so mit mir? Weil ich als Kind ein Dieb gewesen bin? — Wie viele von euch sind denn ehrlich? . . . Weil mein Vater am Galgen gestorben ist? — Kann ich dafür? ... Bagage!" Und jetzt übermannte ihn die Wut; betäubend, racheheischend stieg die Erinnerung an alles, was er erduldet hatte und was ungesühnt geblieben war, in ihm auf. Er fand keine Worte mehr für eine Anklage. Er fand nur noch Worte für eine Drohung, und die stiess er heraus: "Wenn ich aber heute etwas tue, was auch mich an den Galgen bringt, dann ist es eure Schuld!"

Nicht, was er sagte und was die wenigsten verstanden hatten, aber seine geballten Fäuste, die herausfordernde Fechterstellung, die er angenommen hatte, reizten die Geschmähten, und plötzlich hagelten Schläge auf Pavel nieder, ohne viel mehr Wirkung hervorzubringen, als ob sie auf einen Felsen gefallen wären. Er machte aber jeden, der auch nur einen Schlag von ihm empfing, kampfunfähig für diesen Tag und vermutlich auch für ein paar der nächsten Tage.

"Gib jetzt Ruh!" rief der Förster, dessen grosse Gestalt in der Tür des Honoratiorenzimmers erschien, "du hast es ihnen gesagt, jetzt gib Ruh."

"Gib Ruh!" tönte ein heiseres Echo zurück. Peter war auf den Tisch gestiegen und schleuderte einen Bierkrug nach dem Kopfe Pavels, fehlte ihn und traf Arnost so hart an die Stirn, dass der Bursche taumelte; doch raffte er sich sofort zusammen, sprang auf den tückischen Angreifer los und riss ihn vom Tisch herunter.

Nun war der Kampf entbrannt.

Zwei Parteien bildeten sich, die kleine Pavels, die grosse Peters; der Wirt und Peschek flüchteten zum Doktor ins Nebenzimmer. Der Förster, der als Friedensstifter aufzutreten gesucht hatte, sah die Nutzlosigkeit seiner Bestrebungen ein, brach sich Bahn durch den Tumult und verliess das Haus. Draussen war schon eine zahlreiche Menge, meist aus Weibern und Kindern bestehend, zusammengelaufen. Die Buben, berauscht von der Nähe einer grossen Prügelei, schrien, sprangen an den Fenstern empor, rauften sich um die besten Plätze. Die Schwächeren, von den Fenstern der Wirtsstube verdrängt, machten sich an das des Honoratiorenzimmers heran, stoben aber auf einmal kreischend auseinander. Ueber ihnen waren ein Paar Beine zum Vorschein gekommen und hatten die Köpfe der Jungen als Stützpunkt benuten wollen, um Boden zu gewinnen. Der Förster eilte hinzu und half dem Inhaber dieser Beine, dem Doktor, aus seiner schwebenden Stellung.

"Nicht mehr möglich, sich in anderer Weise zu entfernen," sagte der alte Herr kopfschüttelnd, "und entfernen muss ich mich . . . Der Holub

geht fürchterlich los . . . Ein Bär der Mensch — das glaubt nur, wer es gesehen hat. — Ich empfehle mich."

Auf demselben Wege wie der Doktor kam auch Peschek auf die Strasse und hinter ihm der Wirt, der laut klirrte, als er auf den Boden sprang. Dieses Geräusch wurde durch die Messer und Gabeln hervorgerufen, die er eiligst von den Tischen genommen und in seinen weitläufigen Kleidern geborgen hatte, bevor er die Gaststube dem tollen Heer überliess, das jetzt darin hauste. Er klagte, dass er nicht auch die Krüge und Gläser habe mitnehmen können, jammerte, trieb die Gassenjugend hinweg, presste das Gesicht an die Fensterscheiben und suchte zu erkennen, was in der Stube geschah. Aber das furchtbare Ringen ging im Halbdunkel der schon hereingebrochenen Dämmerung vor, im Qualm aufgewirbelten Staubes. Man sah nur einen wild ineinander gekeilten, hin und her bewegten Menschenknäuel, hörte Stöhnen und Fluchen und das Stampfen schwerer Tritte und das Krachen zertrümmerten Holzwerks.

"O meine Bänke! O meine Tische!" seufzte der Wirt, und wie er sich an Peschek mit der Frage wenden wollte, ob man nicht nach dem Gendarm schicken solle, war der vorsichtige Rat in Gesellschaft des Doktors verschwunden.

"Herr Förster, machen Sie Ordnung!" rief der Wirt, "ich steh für nichts — der Schmied, der Arnost, der Holub — drei gegen alle, sie werden alle drei erschlagen . . . mit meinen Bänken, meinen Tischen!" setzte er, in Verzweiflung ausbrechend, hinzu.

"Wird nicht so arg werden," erwiderte der Förster, und plötzlich kamen durch die offene Tür herausgeflogen zwei Bauernsöhne aus Peters Sippe. Sie hatten sich noch nicht aufgerafft, als ein paar gute Freunde ihnen nachkollerten, und, nicht minder unwillkürlich als die Vorhergehenden, drei und vier und fünf andre erschienen, im Purzelbaum, im kurzen Bogen, der mit den Füssen zuerst und jener mit dem Kopfe. Und der Förster begrüsste die Ankömmlinge und verstand es meisterlich — unterstüzt von den Ueberredungskünsten ihrer Frauen —, die wenigen, die sich anschickten, auf den Kampfplatz zurückzukehren, von der Ausführung ihres Vorstazes abzuhalten.

Einen unverhofften Verbündeten fand er an Barosch, der unter kräftiger Nachhilfe am Ausgang des Flurs erschien, und hinter dem bald mehrere, der älteren Generation angehörende Männer sichtbar wurden. Auf der obersten Treppenstufe blieb Barosch stehen und brachte mit grosser Anstrengung hervor: "Der Gescheitere gibt nach." Er besann sich, griff mit den Händen in die Luft, wiederholte: "Der Gescheitere gibt nach," und fiel die Stufen herunter.

"So ist's recht," rief der Förster. "Meine Hochachtung vor den Gescheiteren!" Und als alle in der Tür Eingekeilten sich herausgedrängt hatten, sprang er die Stiege hinauf, und vor der Wirtsstube angelangt, entfuhr ihm ein: "Potz Blitz und Donnerwetter!"

Wie hatten die Reihen sich gelichtet. Inmitten der Trümmer dessen, was die Einrichtung der Gaststube gewesen war, behaupteten Peter und die wenigen Getreuen, die bei ihm ausgehalten hatten, noch das Feld gegen Pavel. Der hatte sich seiner Jacke entledigt und stand in Hemdärmeln vor Arnost und dem Schmied, zu seinen Füssen kauerte, seinen Schutz anrufend, Virgil. Peter, ausser sich, im Fieber glühend, suchte die Seinen zu neuem, offenbar schon oft zurückgeschlagenen Angriff auf den Gegner anzufeuern. Sie aber zagten, und als nun der Förster auf sie losdonnerte: "Frieden! Dass sich keiner mehr rührt!" — gehorchten sie ihm, und auch Pavel gehorchte, aber sein Gesicht wurde erdfahl, und tödlicher Hass sprühte aus seinen auf Peter gerichteten Augen.

Die Ruhe war von kurzer Dauer. Was die zwei miteinander auszumachen hatten, vermochte durch die Dazwischenkunft eines Dritten nicht geschlichtet zu werden.

"Hund! Hund! Hund!" kreischte Peter, fuhr plötzlich mit der Hand in die Hosentasche, ein einschnappendes Messer knackte, und er warf sich mit blanker Klinge auf den Gegner. Arnost war vorgestürzt, den Angriff zu parieren. Es gelang ihm halb und halb, der gegen Pavels Brust geführte Stoss streifte die Rippen, ein grosser Blutflecken färbte das Hemd.

"Zurück!" schrie er, "zurück! Lasst den Kerl mir allein!" Und ein Ringen begann, wie das eines Menschen mit einem wilden Tier. Peter schäumte, biss und kratzte: Pavel wehrte sich nur, hielt ihn nur von sich, liess sich Zeit, sammelte seine Kraft zu einem entscheidenden Streich.

Und nun geschah's . . . Mit der Linken sein Gesicht deckend, schob er raschen Griffs die Finger der Rechten in Peters ledernen Gurt — hob ihn hoch in die Luft, hielt ihn so mit ausgestrecktem Arm, schüttelte ihn und keuchte: "Bestie! wenn ich dich jetzt hinhau, bist du fertig."

"Tu's," rief Arnost.

"Tu's nicht!" rief der Förster, und Pavel fühlte die Last seines Feindes schwer werden wie Blei; Peters zusammengekrampfte Hände öffneten sich, das Messer entfiel ihm, die hinaufgezogenen Beine sanken matt herab, ein — Erschöpfter erwartete, dass ihm der Rest gegeben werde.

Da lief ein Schauer über Pavels Rücken, und sein Zorn erlosch. Er liess Peter langsam niedergleiten, sagte: "Ich mein, du hast genug!" und warf ihn seinen Freunden zu, die den Wankenden, halb Besinnungslosen schweigend aus der Stube geleiteten.

Der Förster schloss hinter ihnen die Tür, und Pavel brach in Jauchzen aus:

"Draussen alle, und wir drinnen!" Er spürte nichts von seiner Wunde, nichts von den Beulen,

mit denen er bedeckt war; er spürte nichts als seine Siegeswonne und eine stürmische, äusserungsbedürftige Dankbarkeit für seine Verbündeten: "Draussen alle, und wir drinnen, wir drei!"

"Wir vier," wimmerte Virgil, "hab' ich nicht bis zuletzt bei dir ausgehalten, Pavlicek, gegen den Schwiegersohn?"

Pavel fuhr fort zu jubeln: "Gesagt hab' ich es ihnen auch!"

"Gesagt und gezeigt," schrie Arnost, "und wenn sie bald wieder was hören oder sehen wollen, kannst auf mich zählen, Kamerad."

Der Förster musterte Pavel vom Kopf bis zu den Füssen: "Verfluchter Bursch!" sprach er lächelnd, und Anton lächelte ebenfalls. Der letzte Widerstreit zwischen seiner Eitelkeit und seiner Rechtschaffenheit war geschlichtet.

"Und die Maschine hat er auch repariert," sagte der Schmied.

15.

Um Mitternacht wanderte Pavel nach Hause. Es war kalt und sternenhell. In der Nähe der Kirche begegnete er dem Nachtwächter Much, der ihn mit einer gewissen scheuen Verbindlichkeit grüsste und zu ihm sagte: "Unsere Hunde haben just einen fremden Hund erbissen. Verfluchtes Vieh, hat sich gerauft wie der Teufel."

Auch einer gegen eine ganze Menge, dachte Pavel, und als er beim grossen Ziehbrunnen anlangte und über ein Ding stolperte, das auf dem Boden lag, freute er sich, dass er es unter seinem Fusstritt wimmern hörte. Er zog den Hund aus der Blutlache, in der er lag, schöpfte Wasser und schüttete den vollen Eimer über ihn aus. Soviel er in der Dunkelheit wahrnehmen konnte, war der unvorsichtige Eindringling übel zugerichtet. Grausam hatte sich an ihm der tierische Patriotismus bewährt, dem der blinde Zug zum Einheimischen blinden Hass gegen das Fremde bedeutet.

Der Hund gab kein Zeichen des Lebens mehr. Pavel liess ihn liegen und setzte seinen Weg fort. Bald aber bemerkte er, dass das Tier ihm nachkroch, mühsam den Berg hinauf; er wehrte ihm nicht, liess sich seine Begleitung gefallen, und daheim angelangt, pflegte er es trotz des Ekels, den seine aussergewöhnliche Hässlichkeit und seine klaffenden Wunden ihm einflössten.

Am nächsten Tage ging er wie an jedem andern Wintertag hinüber in die Fabrik. Die Arbeit kam ihm heute schwer an, in seinem Kopf war es schwül, und der ganze Körper schmerzte. Bei der Heimkehr am Abend erwartete er eine Vorladung zum Bürgermeister zu finden; sie war nicht da und kam auch später nicht.

In der nächsten Zeit, so oft er an einem seiner Feinde vorbeikam, machte er sich auf einen Angriff gefasst und bereit zur Gegenwehr. Aber jedesmal umsonst, niemand schien Lust zu haben, mit ihm anzubinden. Fürchteten sie ihn? Sie alle zusammen ihn allein, waren sie so feig? Oder gedachten sie nur, ihn sicher zu machen, und warteten auf eine Gelegenheit, sich zu rächen — waren sie so schlecht und tückisch? Jedenfalls wollte er keinen Augenblick unterlassen, auf seiner Hut zu sein, nie vergessen, dass er unter lauter Gläubigern wandelte, die eine böse Schuld bei ihm einzukassieren hatten. Indessen verging der Winter, ohne dass es zum Ausbruch von Feindseligkeiten gegen ihn gekommen war. Er konnte unangefochten in seiner Hütte hausen — ihr Anblick, der so viel Missgunst erweckt hatte, liess die Leute jetzt gleichgültig. Im stillen staunte sogar mancher über den Hauch von Wohlhabenheit, der sich allmählich über die kleine Ansiedlung breitete.

Pavel hatte sein Haus ringsum mit einem Zaun aus kreuzweis gesteckten Weidenruten umgeben, hinter dem er Gemüse zog. Alles gedieh, dank seinem unermüdlichen, eigensinnigen, seinem eisernen Fleiss. Das Fichtenbäumchen, das einzige, das den Angriffen der Uebelwollenden widerstanden, hatte es glücklich bis zum Soldatenmasse gebracht, es guckte mit dem Wipfel in das Fenster an der Seite der Hütte hinein. Ein stämmiges Ding von einem Bäumchen, mit breiten Aesten, die es trotzig von sich streckte, und das sich, so jung es war, schon einen weissen Moosbart angeschafft hatte. Das ganze Anwesen, die Hütte mit ihrem schiefen Dach, der Fichtenbaum daneben, der Zaun davor, nahm sich aus wie ein Bildchen, das Kinder entwerfen bei ihren ersten Versuchen in der Zeichenkunst. Auf der Schwelle, unter der der Stein eingegraben war, der Pavel immer mahnen sollte an Hass und Verachtung gegen seine Mitmenschen, lag sein neuer Hausgenosse, sein bissiger Hund, den er in unbewusstem Humor "l'amour" genannt. — "L'amour", nach Pavels Orthographie: Lamur hatte die Grösse eines Hühner- und den Knochenbau eines Fleischerhundes; seine breite Nase war von Natur aus gespalten, was ihm etwas sehr Unheimliches gab, beim geringsten Anlass bleckte er die Zähne und sträubte sein kurzes schwarzes Haar. Ein bitterer Groll gegen alles Lebendige schien unablässig in seiner Seele zu gären. Nie liess er sich in eine Liebesaffäre ein. Hund und Hündin waren ihm gleich verhasst, und er wusste sich beiden Geschlechtern gleich fürchterlich zu machen. Nur eine tiefe, stille, an Aeusserungen arme Anhänglichkeit kannte er, die an seinen Herrn. Stundenlang sass er vor dem Hause, ohne den Blick von dem Weg zu wenden, auf dem Pavel kommen musste. Sah er ihn endlich, dann verrieten höchstens einige Freudenschauer, die ihm über die Haut liefen, und ein kümmerliches Wedeln des kurzen Schwanzes etwas von den Gefühlen seines Innern. So wenig Zärtlichkeiten Lamur spendete, so wenig wurden ihm zuteil; aber sein Futter erhielt er gleich nach der Heimkehr seines Herrn, und bevor der noch einen Bissen zu sich genommen hatte.

Aus der ungetrübten Gemütsruhe, in der Pavel seit einigen Monaten dahinlebte, wurde er durch die Ankunft eines Briefes seiner Mutter gerissen.

Noch hatte er ihr letztes Schreiben nicht beantwortet, und nun kam dieses nach fast einjähriger Pause und enthielt weder eine Klage noch einen Vorwurf, es wiederholte nur die Bitten, von denen schon das frühere erfüllt gewesen, Bitten um Nachrichten von den Kindern, und schloss ebenfalls wie jenes und wie alle seine Vorgänger mit den Worten: "Mir geht es soweit gut." Dann folgte die Unterschrift und endlich eine Mitteilung, die von der Schreiberin bis zuletzt aufgespart und dann an den äussersten Rand des Papieres verwiesen worden, wo sie wie zagend und verschämt stand. "Heut über 14 Monat is meine Strafzeit aus."

Das war am Abend des sechsten März.

Pavel rechnete an seinen Fingern. Im Mai des nächsten Jahres wird sie also kommen, um mit ihm zu hausen, die Mutter. — Die Mutter, die Genossin eines Raubmörders, die vor Gericht gegen die furchtbare Anklage, die Teilnehmerin seines Verbrechens gewesen zu sein, keine Silbe, keinen Laut der Einwendung gefunden hat, nicht geleugnet hat — nie . . . Plötzlich erwachte in ihm der Gedanke: Wie ich! . . . Auch er hatte vor Gericht nicht geleugnet, auch er sich nicht entschuldigt. Weil er nicht gekonnt hätte? Nein — weil er nicht gewollt. Vielleicht — unaussprechlich tröstend, sein ganzes Inneres erhellend, überkam es ihn: Vielleicht hätte auch sie gekonnt und hat es nicht gewollt.

Noch am selben Tage schrieb er an seine Mutter; aber er schämte sich, ihr einzugestehen, dass er von Milada nichts wisse, und beschloss, seinen Brief erst abzuschicken, wenn er sich die Möglichkeit verschafft haben würde, Kunde von seiner Schwester zu geben, sollte es auch nur die kurze, karge sein: Milada ist gesund, sie lässt Euch grüssen.

Der grauende Morgen fand ihn auf der Wanderung nach der Stadt, und so früh kam er vor der Klosterpforte an, dass er lange nicht wagte, zu schellen.

Er lehnte sich an die Mauer des grossen Hauses, dessen Dach das Liebste barg, das er auf Erden besass. Das einzige ihm Nahestehende, ihm Teuere, das rein und unentweiht geblieben war, das einzige, an dem sein ganzes Herz hing — die Schwester, die sich freiwillig von ihm abgewendet hatte.

Die Glocken der Klosterkirche läuteten zur Messe, feierliche Orgeltöne erklangen, und ein Gesang erhob sich so hell, so weich wie die leise bewegte Luft, die ihn auf bebenden Schwingen herübertrug aus der Ferne . . . Aus einem irdischen Himmel, dachte Pavel, aus einem Reich der Seligen und Friedfertigen, zu hoch, zu hehr, um auch nur von der Sehnsucht eines makelvollen Erdenkindes erreicht zu werden, zu hoch, zu hehr, um ihm andres einzuflössen als Ehrfurcht und Anbetung.

Allmählich hatte sich um Pavel eine kleine Versammlung von alten Leuten und Kindern gebildet, ständigen Kostgängern des Klosters, die auf Einlass warteten. Als er ihnen gewährt wurde, schloss sich Pavel als der Letzte ihrem Zuge an. Die Pförtnerin wies die Armen an einen Tisch, auf dem ein Frühmahl für sie bereit stand, und richtete an Pavel, der am Eingang stehengeblieben war und sich nicht rührte, die Frage: "Was wollen Sie?"

Und er, obwohl ihm war, als würde er an der Gurgel gefasst und gewürgt, brachte doch die Worte heraus: "Ich heisse Pavel Holub."

Eine dunkle Röte überflog das strenge Gesicht der Pförtnerin: "Ach ja," sagte sie; die unangenehme Erinnerung an Pavels ersten Besuch dämmerte in ihr auf.

"Ich bin," nahm er wieder das Wort, "der Bruder der kleinen Milada."

"Ach, ja, ach ja — und Sie möchten Ihre Schwester sehen " setzte sie überstürzt hinzu.

Nein, zu einer so kühnen Hoffnung hatte er sich nicht verstiegen, erst bei dieser Frage flammte sie in ihm auf und trieb ihm schwindelnd das Blut zu Kopf. "Ob ich möchte?" stammelte er, "freilich — und wie!"

Die Pförtnerin wurde der Uebereilung inne, die sie begangen hatte, und sagte verlegen:

"Es ist aber kein Einlass zu dieser Stunde, es ist heute überhaupt kein Einlass und . . . Aber da ist Mutter Afra," unterbrach sie sich . . . "warten Sie ein wenig."

Sie ging einer alten Klosterfrau entgegen, die, gefolgt von zwei Laienschwestern, die in die Halle führende Treppe heruntergeschritten kam. Pavel erkannte sie sogleich; es war das Fräulein Oekonomin, das einst ein so wichtiges Wort gesprochen hatte in der Sache, an der ihm damals sein ganzes Heil zu hängen schien. Die Pförtnerin sprach leise zu ihr, und Pavel konnte nicht zweifeln, dass von ihm die Rede war, denn Fräulein Afra hatte, während sie schweigend zuhörte, den Blick wiederholt und mit grosser Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet.

Nun winkte sie ihn heran, fragte melancholisch lächelnd, ob er wirklich Pavel Holub sei, und sagte, als er es bejahte: "Schwer zu glauben, so sehr haben Sie sich verändert. Und was bringen Sie uns Gutes?"

Rasch, wie sie entstanden, war Pavels Hoffnung auf ein Wiedersehen mit seiner Schwester erloschen, und er wagte nicht einmal zu gestehen, dass er sie gehegt hatte. Einer Stube voller roher, halb betrunkener Gesellen hatte er den Meister gezeigt; diese alte Frau in ihrer heiteren Würde, mit der milden Freundlichkeit in den leidverklärten Zügen, schüchterte ihn ein. Unterdrückten und bewegten Tones antwortete er:

"Ich bring einen Gruss von der Mutter an meine Schwester Milada und möchte auch fragen" . . . Seine Stimme wurde beinahe unhörbar, "wie es meiner Schwester geht?"

(Fortsetzung folgt)



The Traditions of Humanism

Whilst it is obvious that at this critical time all the efforts of the Nation must be strained to win the war and achieve victory, it still should be kept in mind that the present situation has no permanency and that after a briefer or longer interval we will return to normal conditions of life. Hence, it is quite important that we preserve a continuity with normal times, for otherwise after-war reconstruction would present an almost hopeless task. In one way maintaining continuity is not particularly difficult because the war requires nothing radically new but merely a stronger emphasis on certain things.

What is required in industry, for example, is a conversion of industrial plants of peace times to war purposes. Industry must be geared to the accelerated pace of war needs but in practically all cases there is a question only of adaptation and adjustment. In fact an interesting and striking feature of economic life is that there is no essential difference between peace-time and war-time industry. The chemical plant which in normal times manufactures dyes, paints, articles of toilet and aids to enhance milady's beauty, in war turns out high explosives. From cosmetics, finger-nail polish and lip rouge to destructive chemical compounds is not a long step. Glycerine entering into many a healing lotion becomes the basis of one of the most deadly agencies. Says Dr. Charles A. Bliss: "A surgical supply house ordinarily making scalpels makes anti-aircraft gun parts for an automobile company. A shovel and plow factory makes mounts for this gun: while magazines are made by a cash register company." (Problems Posed for Industry. In The Annals, March, 1942. Organizing for Total War). Old skills are turned to new uses. The only really new feature is the vastly increased tempo of production, as the above quoted writer remarks: "For time is short, it has always been short, and the only way to make progress is constantly to exceed previous records."

Speeding up production is not so much a matter of machinery as of the men who operate the machines. Therefore, the success of the part which industry must play in the gaining of the war objectives depends on labor and management and, not less, on the general public. Management must be willing to submit to a variety of restrictions imposed in the interests of an increased output of war materials; labor must be ready to accept longer working hours and other inevitable inconveniences; the great public is called upon to forego many things to which it has been accustomed and to practice numerous economies required by the most urgent needs of the war. Total war demands the co-operation of all.

Withal this is nothing new. The war times virtues again are only the ordinary virtues raised to a higher pitch of intensity. Our trouble chiefly lies in this that in normal days we have somewhat neglected the social virtues to the extent that they now appear to us as something extraordinary and exceptional. To thrift and frugal living we have paid very little attention. Surrounded by plenty we have never learned to make sacrifices and indulged the fond hope that conditions would ever remain the same. Hence, we are rudely awakened from this pleasant dream and confronted by an unpleasant reality. However, enough of the old frontier spirit survives in the present generation to enable us to adapt ourselves to the sterner realities which the war has created.

Though it be a hard lesson which the war is teaching us, we are learning it. A lasting advantage will grow out of this: the virtues which the war compels us to acquire can be put to excellent service when peace is restored. The war time virtues will be of the highest value in the days of reconstruction, since it goes without saying that those coming days will also be hard days testing the mettle of men and bringing to the fore the

best that is in us. After all, men who are willing to defend their country at any price, will in like manner prove equal to the gigantic task of rebuilding their country. A new America is being tempered in the furnace of war and prepared for the great problem of social restoration.

The war makes us appreciate the things which we have taken too much for granted. Now, as they are endangered, we realize the tremendous value of the things which constitute the essence, the warp and woof, of our American way of life, and our democracy. We took it as a matter of course that, on our soil, a man could live unmolested in the employment of his rights. We barely give it a thought that our position was practically unique in a world in which many nations groan under the yoke of ignominious tyranny. We became as careless of our precious inheritance as the heir of an unearned fortune who knows nothing of the value of money. We have even trifled with our glorious patrimony by allowing doctrines to be disseminated that would undermine our freedom and our democratic institutions. It is good that we are jolted out of this smug complacency by the events which jeopardise everything which is dear to our hearts.

And when the external dangers to our freedom have been removed, we will have to take up the work of reinforcing the spiritual foundations of our democracy and of neutralizing the corrosive influences that are eating their way into our national life. We need a return to the traditions of a genuine humanism based on religion. It is an auspicious beginning that the Stanford university has inaugurated a basic course in the humanities devoted to "the study of man as a rational and artistic being seeking to understand himself and the world in which he lives" (Time, March 23, 1942). Once the study of man is seriously taken up, it will by the inherent force of logic lead to religion and God, for it will be recognized that the worth and dignity of man cannot be effectually maintained unless he is seen in his relation to his Maker who has endowed him with an eternal destiny and crowned him with immortality. For these supreme human values we are now fighting; but that is not enough: after the termination of the war they must be deeply anchored in the national consciousness and implanted in the hearts of the growing generation.

—Dr. C. B.

("The Wanderer")

Being AGAINST "Evil" such as found in various "isms", does not necessarily make us FOR Christ. But being FOR and with Christ does make us AGAINST Anti-Christ and all he stands for.

Christ said:

He that is not WITH Me, is AGAINST Me.

On whose side shall we be?

CAN'T AFFORD IT Some of us are constantly missing the good things of life on the plea that we "can't afford it." And yet we could afford a good many choice things if we knew how.

The old woman who once remarked "Poor folks has poor ways" unburdened herself of a truth with very general application. Many years ago poor parents took their children out of school because they "could not afford" to send them beyond their tenth year. They put them to work. Now the advantages of education are so well understood that poor parents see that it pays to give boys a fair education. When the boys begin to earn they earn more.

The moral is that many people can't afford good things because they don't see the future in the move. We do not beautify our homes with books and pictures and good furniture because "we cannot afford it." We forego the comforts of life because we can't afford them. But let us examine into our amusements, our waste in buying provisions, and we will come to the conclusion that we are poor folks with poor ways; that if we only mended our ways we could afford better.

The children of the household are not trained to read because their parents can't afford to buy a few good books. A taste for reading and direction to good reading are worth hundreds to the growing family, but the poor folks, with their inevitable poor ways, do not see the future in it.

The farmer can't afford to buy a few more acres until the acres have doubled in value, and his family must disperse for larger fields; the man of business "can't afford" to dress with some appearance of prosperity; the busy worker "can't afford" to take a rest.

It is all due to a poor disposition of affairs. We are stopping small leaks while the bottom is falling out; we are chasing after petty objects and ignoring greater good within our reach; and we are building muscle at the expense of brain, and accumulating fat while our hearts degenerate. We can't afford to go to heaven because we want the earth.

"HIGH" ENGLISH

The tendency of some Anglicans to be "high-church" makes them "high" indeed. Maurice Francis Egan relates that a certain Catholic lady in New York once invited her maid, a high Anglican, to a Catholic wedding. Of course, the vows were spoken in English.

After the wedding the mistress said to her maid:

"How did you like the beautiful nuptial ceremony, Mary?"

With a slight touch of patronage, Mary replied: "I might have liked it if I could have understood it, but I couldn't—it's being in English and I being so used to the Latin."

Courage for Two

By Dorothy Banker

All the way up the mountain side, Antha had looked at the twisted rocky bed of what had once been a fine paved highway and shuddered because of the destruction that had come with the spring floods. In their wake were uprooted trees, branches flung wide, torn cabins, wrecked furniture. Great bare scars showed where boulders had been torn from the walls of the canyon.

Antha clasped her hands tightly against the fear that was growing inside her. "I mustn't let all this get me," she thought. She looked sidewise at Roger, her husband, who was the reason for her coming into the mountains, but he wasn't looking at her. His eyes searched a carhold on the road; his hands were tight against the wheel.

For the third time they forded the creek, swollen from the floods. In midstream the motor coughed; only for Roger's foot against the throttle it would have stopped. It coughed again, took hold, and the car jerked itself to the opposite bank.

Antha found a voice. "How much farther is it?"

She'd asked this question more than once and now Roger repeated his answer. "I can't tell. I can't recognize any landmarks."

His voice was as impassive as his face, with neither encouragement nor scorn. But surely he could feel the fear so strong within her.

"I can't endure it," she thought. "Why did Roger have to take this job?"

She knew well enough. Engineering jobs weren't plentiful, and after their marriage Roger had known long days of discouragement.

"I'm a swell husband," he had often said ruefully.

She had reassured him, encouraged him, and now that she needed reassurance and encouragement, his eyes were on a road that was a twisted mass of wreckage.

The road was Roger's job. He was going to make it into a smooth and shining ribbon of pavement. That was the reason they were coming on ahead; the others would follow.

Twice more they forded the creek while Antha held her breath and remained silent. Then Roger stopped their car at the side of the road; across a gully Antha saw the wreckage of a cabin.

"Here we are," he said briefly.

"The cabins above are in better shape but it's a tough hike up. So we'll stay here."

He smiled, helping her out of the car, but the smile was full of weariness, as if already the weight of the job had settled upon him. His eyes were sharp and went beyond her to the road and back to the canyon, outlining what he would need to do.

"You mean this is going to be our home?"

"It isn't so bad, darling."

Antha could only stare at it. The windows and the porch were gone, and what was left was balanced precariously on the side of the gully. In every direction she could see only rocks and desolation. "There isn't even a tree," she thought. "If only there were trees it wouldn't be so bad."

But the only trees were hundreds of feet below, barely visible from where they stood.

Roger's arm went around her strongly. "It'll only be for a while. As soon as the road above is cleared we'll be able to push on to the top and have a better cabin."

The cabin had been luxurious. Inside they found a radio and a fine lot of furniture, scuffed but still whole.

"We'll have to do something about the windows," said Roger. "This mountain air can be cold."

He busied himself with newspapers. Antha watched him and said, "We'll have to do something about the floors." They tilted unevenly and walking across them made her dizzy. Newspapers wouldn't help the floors. The thought brought hysterical laughter.

"What's the matter, darling?"

Roger took her into his arms, held her head tightly against his shoulder.

"It's so silly!" she told him without restraint. "But I'm so

Despite nearly two and a half years of war, furious bombardments of their city from the air, paper rationing, and numerous other handicaps, all of London's four Catholic weekly newspapers have increased their circulations, maintained their advertising revenue, give every promise of surviving the current conflict, and may be expected to emerge from the war with even greater prestige than ever.

War is the mother of change. The post-war world will be different from the world we have known. Will it be based upon Right, Order, Justice—upon God? It will be if we, ourselves, make Christianity all-embracing.

horribly frightened. I don't think I can stand it here."

His arms quivered, as if he too were frightened, but his voice was steady. "That's because you're hungry. I don't know where my mind is,—fixing windows instead of getting something to eat."

He foraged in the car, brought in tins of food. "I'll bring water from the stream."

While he was gone, Antha went into the kitchen. She made her shaking hands open cans while her glance went to the stove. It was for kerosene. She'd known that when they put into the car the cans of fuel that were to last until the truck and equipment should arrive. But she'd not known a kerosene stove could look so formidable.

"I'll light it," said Roger, with a tightening of his voice. "You sit down. I'll fix the food."

"I'll help ..."

But her hands were so bungling that Roger picked her up and put her on the couch in the living room. "Please stay here and I'll bring you something."

"I'd rather help ...."

For a minute he looked at her, not answering. Then he turned and was gone.

"He's afraid too." But she knew that his fear wasn't because of the mountains or the road itself, or because of what lay ahead of him to be done on the road. That was part of Roger's life. That was akin to the bigness and strength of him, the clean length of muscle and limb, the sure tilt of head and shoulders, the far-seeing gaze of his eyes. "He's afraid for me."

She was seeing herself clearly, scornfully, as he must see her. In the city she'd do. She was pretty and competent enough in an apartment that ran itself, in the neat little tasks of the day. She didn't sack up to the mountains.

Back and forth went his steps in the kitchen. She listened to the sound of them. Back and forth. What was he thinking? She had to know. She went to him. "Roger."

"I thought I told you to sit down and rest."

She refused to be hurt by the sharpness of his voice. She took dishes out of the cupboard. Some of them were broken. She selected whole ones and put them on the table.

"After this I'll do the cooking," she said.

"You'll not do the cooking or anything else." Roger was standing quite still, looking at her in the impassive, determined way he'd looked at the road. "I'm taking you back to town this afternoon before the sun sets."

This was because she hadn't measured up. She could only stare at him with eyes that were as hurt and bewildered as she was. Her voice was all choked inside her.

Roger splashed soup into the bowls and coffee into cups and put bread on the table. "Let's eat. We'll both feel better after we eat and then we can start down again before dark."

She managed to choke down spoonful after spoonful of the soup, then gulped coffee that burned to her toes. She didn't look at Roger.

"This is the end. If I ever get down that road I'll die without Roger." Later she looked at him tried to memorize his face, to soften it from harshness to the tenderness she'd seen on it often. But now there was nothing there but the wary set of mouth and eyes. "That's because I've failed him. He'd counted so on this job because it meant a chance to succeed. Now it won't mean anything—but he'll go through with it."

For that was Roger. Above all things he was steafast. He'd go through with this job. He'd come back to her in the city. He would never take another engineering job, probably. He'd still be her husband, but they would have lost that bright feeling of being together that had set them apart,——the one for the other.

"If I were only different. If only I were the kind of a person who thinks a day in the mountains is exhilarating, who would sooner hike than eat."

Roger spoke as if he could read her mind. "We'll leave at once, and on the way down you must keep remembering that home is at the end. That way you'll not think so much about the shape that the road is in."

His voice was low, humble. His hand came against hers with tenderness. "I'm sorry I brought you. It was a devilish trip and it was so unnecessary to frighten you. I had no right to bring you ...."

"You had every right, Roger. Where you go I should go. Where you stay I should stay. I'll stay here."

"Not when you look at the road and the water and shiver. I felt it all the way up. I had to keep my eyes on the road, but I knew how you felt. You feel it here in this cabin. I can't let you stay, knowing that."

For a minute his face was twisted and then it was swiftly

RIGHTS

If we wish to have the light we must keep the sun; if we wish to keep our forests, we must keep the trees; if we wish to keep our perfumes, we must keep our flowers; and if we wish to keep our rights we must keep our God. ... Man's right to own private property, man's right to educate his own family, man's right to adore God according to the dictates of his own conscience, come not from the Constitution, the government, parliament, nor the will of the majority, but from God.—(Msgr. Fulton Sheen.)

under control. He put his arms around her, held her close for a time. The embrace was tender but a definite farewell.

Antha clung to him, tried to recapture the happiness of other times in his arms, tried to think that everything was right between them. But in her heart she knew she'd failed him and always that memory would stand between them if she went home and he stayed here alone.

"I've got to get over being afraid. But how? How?"

Already he was taking the things out of the car. Already he was saying, "Hop in."

Antha didn't hop in. She went around the cabin, tried to think. She had to stay. She had to work out security for them, security that could be based on courage and being together. If she didn't they'd never really belong together again.

If only there were beauty in these mountains. If only there were trees instead of rocks. If only the trees hadn't been washed downstream along with the cabins and the road.

She scanned the rocky cliff to the right and the deep precipices to the left, and in the distance below she could see the outlines of the trees.

"I mustn't look back. I must look up. For only in looking up can I forget the road."

Suddenly her eye caught the greenness of a small clump of trees high on the cliff above. They stood bravely against the sky, clinging together as they had stood against the storm. No path led to them.

Not knowing exactly how to do it, Antha started to climb. She dug the toes of her hiking boots into the cliff. She reached for holds with her fingers. Always before she'd been too afraid to climb, but now she was more frightened of dropping back.

"If I get up there I'll find a shade and maybe a patch of grass. Maybe I'll find courage too."

She didn't stop to think. She didnt' stop for Roger's amazed call, "Antha, come back."

On and on she scrambled, slipping and sliding back two steps, going ahead three steps or one step as the case might be.

"Where are you going?" That was Roger's voice, thick and alarmed.

"I'm going to those trees," she called back.

She went on scrambling higher and Roger was close behind her, silent except when he said, "If I'd known you wanted to climb here I would have dug out some toe-holds. Maybe I'd better go ahead."

"I want to go first."

There was grass on the little precipice. Reaching for hand holds she could feel it slide against her fingers. It gave no hold, reach as she might.

Roger spoke from below, "Put your foot in my hand and I'll lift you. Then catch that tree branch. It'll be strong enough to hold you."

The branch bent and swayed to her weight but it held, and she scrambled to a place under the trees. Then she reached a hand to Roger, helped him up.

There was shade, deep and cool and removed from the rocks and the silt below. There was a little patch of grass. Beyond lay the rich panorama of mountains and valleys below, outlined against the late afternoon sun.

Antha let her eyes rest on this distance. She was struggling for breath, but she felt alive and strong, as if she had scaled a height and could look down on the world.

"Why, I'm not afraid!" she cried.

She turned to Roger, put her hand into his. His eyes were alight and tender against hers. His eyes were proud.

He chuckled. "For a girl who never knew how to hike, you're certainly a whizz of an Alpine climber."

Antha felt warmth grow inside her, courage and happiness that she knew would always be there. "You can't take me home now. I'm going to stay here and fix up the cabin and help with the road."

Roger didn't answer in words. He took her into his arms, held her close, and she knew that she'd never leave them.

Some escape their disillusionment by suicide,
Because, they see no purpose in living and then surrender the will to live;
Others escape by hate and violent persecution,
Because they will not let others enjoy what they themselves have not got.
Others surrender their freedom to dictators
And exchange God for Caesar.

Men could not be godless, without God.
The God whom the atheist hates is the God whom the good ones love.
The Atheist like Satan says: "I will not serve."

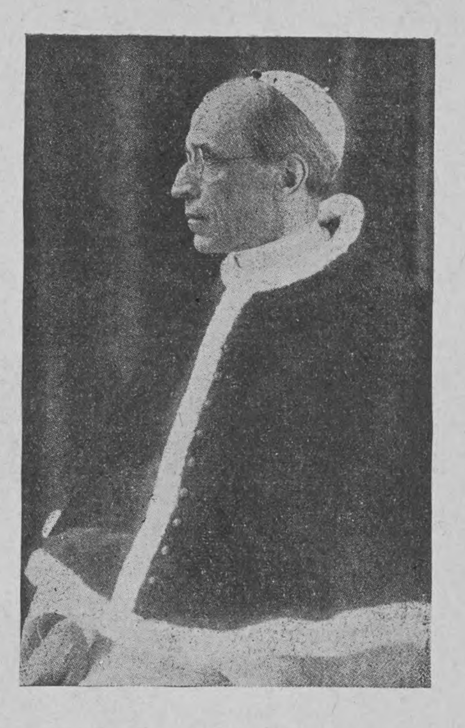
———V———

Fraternity man: "Gimme a toothbrush."

Clerk: "What size?"

Fraternity man: "Biggest you got. There's thirty of us in the club."

Pius XII Envisions New World Order



Six Conditions of Just Peace Enumerated in Appeal to All Nations.

Tracing the war to the centering of men's hopes in this world and in the amassing of material possessions without regard to their just distribution, both within nations and among nations, Pope Pius XII, in his recent Christmas message, reiterated the essential conditions of the Papal Peace Program and appealed that the day be not delayed when "a fuller consciousness and new and higher objectives" may achieve a world order restoring God to society and insuring the peace and prosperity of all nations.

In these bitter times, the Holy Father observed, "tortured by your tortures and sorrowed by your sorrows, We who live with you under the awful incubus of a scourge which is tearing at humanity for still a third year, wish to speak to you from Our paternal heart on this vigil of the solemn Feast of Christmas to exhort you to remain always strong in your faith and to share with you the comfort of that very real, superabundant and elevating hope and certainty which radiates from the crib of the new-born Saviour."

Holy Father Recounts Awful Cost of War

Recognizing the valor of those who fight in defense of rights and of native soil and the serenity in sorrow of souls living through a holocaust of flames, the Holy Father recounts the awful cost of war, its destruction of wealth, the blurring of the notions of good and evil and of justice and injustice that conflict brings, and the spirit of hopelessness it begets in men's souls, as revealed to those who by virtue of the pastoral ministry are enabled to penetrate the depths of mens' hearts.

Alluding to the accusation that Christianity has failed in its mission, the Holy Father avers that this accusation comes not from those who "initiated Christian civilization, who saved the remnants of the wisdom and art of Athens and Rome, who united peoples in the Name of Christ, who taught wisdom and virtue, who raised the Cross above the airy pinnacles and vaults of the cathedrals, those replicas of heavenly beauty and monuments of faith and piety which still elevate their lofty and venerable towers in the midst of the ruins of Europe," but rather from those who have fashioned Christianity to their liking, a new idol which does not save, which is not opposed to the passions of carnal desires nor to the greed for gold and silver which fascinates, nor to the pride of life."

Regrets De-Christianization of Nations and Individuals

While praising those rulers of States who have sought to foster and preserve in public and private life the values of Christian civilization, the Pontiff observes that he cannot close his eyes to the "sad spectacle of the progressive de-Christianization, both individual and social, which from moral laxity has developed into a general state of weakness and brought about the open denial of truth and of those influences whose function it is to illuminate our minds in the matter of good and evil and to fortify family life, private life, and the public life of the State."

"For the human spirit," he continues, "overwhelmed in the confusion of this moral abyss, by its alienation from God and Christian practices, no other course remained but that of turning all its thoughts, purposes and enterprises and every evaluation of men's possessions, actions and labor, and directing them to the material world, striving and sweating with might and main to spread out in space, to surpass all previous accomplishments in the attainment of riches and power, to engage in a competition of speed, to produce in greater quantity and quality everything that material advancement and progress seemed to require.

"Hence we witnessed in the political sphere the prevalence of an unrestrained impulse towards expansion and mere political advantage to the disregard of moral principle in the field of economics, the domination of

great, gigantic enterprises and trusts in social life, the uprooting and crowding of masses of the people in distressing and excessive concentration in the great cities and centres of industry and commerce ,with all the uncertainty which is an inevitable consequence when men in large numbers change their homes and residences, their countries and trades, their attachments and friendships."

Result of Opposition to Christian Principles

Innumerating various other ways in which modern society has set aside the moral law in social and interpersonal relationships, including the abuse of the right of private property, giving rise to the conflict between capital and labor; the disappearance of social groups and the advent of extreme individualism, giving rise to the rule of external force, causing the State to arrogate to itself powers beyond its natural scope and ushering in the evil of totalitarianism, Pope Pius asks:

"Who today can be surprised that such radical opposition to the principles of Christian teaching has finally found its outlet in so intense a clash of internal and external enmities as to lead to the extermination of human lives and the destruction of worldly goods?"

"The spectacle which We are now beholding with such profound sorrow," the Pontiff continues, "is the unhappy consequence and fruit of the social condition we have described. The war, far from arresting this influence and development, promotes it, accelerates it and spreads it with increasing ruin the longer it endures, rendering the catastrophe ever more general."

Explaining the Church's attitude toward technological progress, the Holy Father points out that the Church, mother of so many universities of Europe, "while continuing to exalt and gather together the most fearless masters of the sciences and explorers of nature, does not fail at the same time, to bear in mind that all God's gifts and the very freedom of the human will itself can be used in a way to merit praise and reward, or blame and condemnation.

Tasks of Reconstruction Anticipated

The Pontiff then turns to the task of reconstruction. He calls attention to the lesson of history that political and social institutions erected in opposition to the principles of the moral law are bound to have but a short-lived existence, and he avers that the destruction brought about by the present war is on so vast a scale there must not be added to it the further ruin of a frustrated and deluded peace. The new order that all men seek, the Holy Father declares, "must be founded on that immovable and unshakeable rock, the moral law which the Creator Himself has manifested by means of the natural order and which He has engraved with indelible characters in the hearts of men; that moral law whose observance must be inculcated and fostered by the public opinion of all nations and of all States with such unanimity of voice and energy that no one may dare to call into doubt or weaken its binding force."

Essential Conditions of Just Peace

On this basis of the moral law he recapitulates the essential conditions of a just and enduring peace, which he set forth first in his Christmas message of 1939 and reiterated in his Christmas message of 1940. These conditions the Sovereign Pontiff outlines as follows:

1. Within the limits of a new order founded on moral principles there is no room for the violation of the freedom integrity and security of other States, no matter what their territorial extension or capacity for defense, and if it is inevitable that powerful States should play leading roles in the formation of economic groups, they must respect the rights of those smaller States to political freedom, economic development, and neutrality in case of conflicts between nations.

2. Within the limits of a new order founded on moral principles there is no place for oppression in any way of the cultural and linquistic characteristics of national minorities, for the hindrance or restriction of their economic resources for the limitation or abolition of their natural fertility.

3. Within the limits of a new order founded on moral princip-

THE POPE'S JUBILEE

On May 13, we commemorate the consecration of the present Holy Father as Titular Archbishop of Sardes, on May 13, 1917. Wishes expressed by the Pope in regard to observance of the jubilee throughout the Catholic world are:

1. The observances must be primarily of a religious and spiritual character in accord with the difficult times through which the world is passing.

2. The faithful should be invited locally to join in prayers for the Pope's intentions in the Cathedrals and principal churches. In this connection it is considered fitting that the Pope's Feast Day be celebrated with especial solemnity throughout the world this year.

3. The Apostolic Benediction will be broadcast to the entire world after a Mass of Thanksgiving to be celebrated by His Holiness in St. Peter's Basilica on May 13, the actual day of the jubilee, or on the following day, which is Ascension Thursday.

les there is no place for that cold and calculating egoism which tends to hoard the economic resources and materials destined for the use of all to such an extent that the nations less favored by nature are not permitted access to them.

(The Holy Father lays particular emphasis on this condition and observes that it is a source of great consolation "to see admitted the necessity of a participation of all in the natural riches of the earth, even on the part of those nations which in the fulfillment of this principle belong to the category of 'givers' and not to that of 'receivers.' ")

4. Within the limits of a new order founded on moral principles there is no place, once the more dangerous sources of armed conflict have been eliminated, for a mad rush to armaments, so that the nations of the world must proceed with sincerity and honesty to their progressive limitation, particularly of those armaments characterized as offensive weapons.

5. To procure the rebirth of mutual trust, certain institutions must be established which will merit the respect of all and which will dedicate themselves to the most noble office of guaranteeing the sincere observance of treaties and promoting, in accordance with the principles of law and equity, necessary corrections and revisions of such treaties.

6. Within the limits of a new order founded on moral principles there is no place for persecution of religion and of the Church. Elucidating this condition the Holy Father observes that "from a lively faith in a personal and transcendent God there springs a sincere and unyielding moral strength which informs the whole course of life; for faith is not only a virtue, it is also the divine gate by which all the virtues enter the temple of the soul, and it constitutes that strong and tenacious character which does not falter before the rigid demands of reason and jusice."

Regrets Persecution of Church Due to War

Expressing surprise, therefore, that in some parts of the world persecution of the Church continues in the midst of the suffering brought on by the war, and calling upon God to witness that He loves with equal affection all peoples, without any exception whatsoever, the Holy Father continues:

"We behold today, Beloved Children, the God Man, born in a manger to restore man to the greatness from which he had fallen through his own fault and to place him once again on the throne of liberty, of justice and of honor which centuries of error and untruth had denied him. The foundations of that throne shall be Calvary. It shall be enriched, not with gold or silver, but with the Blood of Christ, the Divine Blood which has overflowed upon the world for 20 centuries to give a scarlet hue to the cheeks of His Spouse, the Church, and which in purifying, consecrating, sanctifying and glorifying its children, takes on the brilliance of heaven."

Appealing to all, beseeching and exhorting that the day be not delayed when peace and justice shall be restored, the Holy Father extends the Apostolic Benediction to Priests, religious and lay persons who are suffering for their faith; to those who groan under the weight of the sadness and cruel anguish of the present hour; to soldiers under arms, the wounded and the

SOME DATA FROM THE LIFE OF PIUS XII

1876—Born on the 2 of March in Rome. At present 66 yrs. old. Two days later baptized in his parish church.

1886—Received his first Holy Communion at the age of 10. Altar boy for several years. A brilliant student, but delicate in health.

1899—Ordained to the priesthood at 23. Started out as pastor of souls; very fond of preaching sermons, teaching catechism to the children and administering the sacraments.

1904—Secretary to Cardinal Gasparri: a job which made him familiar with all problems of Church Government. It was in this quality that, during the first world war, he obtained relief for war prisoners; internment of sick and wounded soldiers in Switzerland; repatriation of refugee families.

1917—At the age of 41, made Archbishop and appointed German Nuncio by Benedict XV. Consecrated in the Sistine Chapel by the Pope himself. As Nuncio, he handed Benedict's peace offer to the German Kaiser rebellion in Munich.

1929—In December, he was created a Cardinal and became Secretary of State under Pius XI.
Functioned as papal legate:
1934—Buenos Aires.
1935—in Lourdes.
1937—in Lisieux.
1938—in Budapest, Hun.

1939—March 2, at the age of 63, elected Pope: the 261st successor to St. Peter.

HIS QUALITIES: outstanding gifts of mind and soul. He is a man imbued with the spirit of prayer and self-sacrifice; deeply attached to the cure of souls. In addition to that, very kind and popular in his dealings with the working classes, going underground in coal mines to show poor people his sympathy.

prisoners; to those who have been separated from their loved ones and forced to flee from their native lands; and to those who have assisted the Vatican in aiding the victims of war.

"At the dawning of that day," the Holy Father concludes, "with what great joy will nations and rulers, freed in mind from the fear of the insidious dangers of further conflict, transform the swords, nicked and jagged from constant use against their fellow man, into ploughs with which to furrow the fertile breast of the earth under the sun of Heavenly Benediction and to wrest from it their daily bread, dampened now by the sweat of their brows but no longer bathed in blood and tears of sorrow?

"In expectation of that happy day, and with this longer prayer upon Our lips, We send Our greeting and Our blessing to all Our children.... To all, We impart with profound paternal love and from the fulness of Our heart, the Apostolic Benediction."

("Catholic Action")

Hour of Death

The simplest way to assure oneself of at least one plenary indulgence in the hour of death, is to make, at any time an act of resignation, accepting from God whatever kind of death He may send. The conditions are the four usual conditions, which may be complied with any time —the sooner the better. The ministration of a priest is not necessary—of course, the state of grace is. An indulgence of seven years is gained every time the act is renewed. The act may be mental; no set form of prayer is required, though a properly worded prayer may be helpful. The writer's, which expresses the dispositions stated in the official Latin grant of the indulgences more closely than the acts generally met with, may be used.

It May Interest You......

One Million

French families have been broken up since 1884 as a result of the Naquet divorce laws. Poor, broken France now pays the penalty. When Marshall Petain first came to power one of the first public statements he made was to tell the people plainly what was wrong with their country's bulwarks: "The first purpose of French family life has been set aside." The Naquet divorce law was thrown out and divorce was made more difficult.

Feminism

"American boys are soft due to women's leadership," is the opinion of Colonel Baer, Chief of Staff of the 2nd Corps Area. He thinks the boys of 1941 lack the zeal of those of 1918. He quotes the opinion of a European woman—that American men are charming but no good because "America is a matriarchy and the men have abdicated." We shall be glad to publish the best reaction to this sent in by a woman.—(Cath. Home Journal.)

Not Yet a Lady

King George V of England, shortly after his coronation, was taking a trip with the Queen and their two children. They were due to board a vessel at a certain time, but the two children were dawdling about as children will. The officer in charge of the trip went to the little princess and said:

"Come along, little lady."

The little girl looked him over carefully and then answered:

"I am not a little lady. I am the Princess Mary."

About that time the queen had arrived on the scene and overheard her daughter's words. She turned to the officer and said:

"She is quite right. She is not a 'little lady'. But we hope to make her one."

SIX REASONS

In the order of importance, these are the reasons why so many Catholics are lost to the faith today:

1. Mixed marriages.
2. Insufficient or no instruction for children.
3. The Catholic position on divorce and birth-prevention.
4. Lack of churches and priests in rural districts.
5. The example and influence of modern indifference to religion.
6. Calumnies spread about the Church by her enemies.

What are you doing to offset the power of any one of these causes of leakage?

ESKIMO PUN

Bishop Turquetil, O.M.I., who has devoted his life to missionary work among the Eskimos, tells an amusing story about himself. He was still young in the work, and had not as yet become fluent in the Eskimo language, which is one of the most difficult to learn.

It was a feast day, and he was delivering a sermon to the Eskimos based on the text: "Be ye therefore perfect as your Heavenly Father is perfect." Every time he used the text, he noticed that his audience was hard put to conceal its laughter. Trying not to appear embarrassed, he struggled to the end of his sermon.

Afterwards he asked one of the Eskimos what had made the congregation laugh.

"In the Eskimo language," the man replied, "the word 'father' is pronounced very similarly to the word 'round.' Your pronunciation was faulty, and every time you said 'Be ye perfect,' what the Eskimos understood you to say was 'Be ye round and fat.' "



SINGING BOY

By Mary Fabian Windeatt

The Story So Far:

After twelve years of unhappiness, Prescott Peters and his wife, Diana, finally separate. The former, a Communist propagandist, decides to go to South America to continue his writing and lecturing. Michael and his twin sisters are taken by their mother to California, much against the ten year old boy's wishes, for he has become attached to Roger Bannock, the organist of St. Stephen's Cathedral in New York City. Under Roger's tutelage, Michael has overcome much of his timidity and developed into one of Roger's best boy choristers.

CHAPTER VII

A devoted sister was Cranella Bannock. From the day when a train accident had robbed her of both parents at a blow, she had shielded and nourished the strange entity of genius that was her brother Roger. She had been twenty then, Roger ten, and many were the heads shaken at her plight. Roger was such a strange youngster, given to odd moods, to bursts of frenzied interest in music, in art. He had no friends, for other children laughed at the boy who never ceased to flaunt his intellectual superiority. It was a shame that his older sister definitely felt herslf called upon to sacrifice her life to his.

"But who will look after Roger if I don't?" Cranella had asked. "No . . . his life is mine, and I shall never leave him. Some day the world will be richer for his having been in it."

And so there had been lessons in music for the orphaned youngster from the best of teachers. Sometimes the piano would sound all night in the brownstone house on West 67th street. Again it would be a violin. Later, those passing through the darkened street would see the silhouette of a young man seated at a table, a pile of manuscript before him, a pencil flashing with lightning-like speed across the ruled pages. Cranella knew her brother's ambition to be a composer, the long hard years of work that lay in store, the sudden agony when he weakened at his self-imposed task of being a great organist. She ruled her life accordingly: was unobtrusive, yet ever-present to minister to Roger's needs. When his first oratorio was produced, she reached the heights of happiness. Roger was only twenty-nine, but there was no doubting his success. He was a great musician, truly great. His succeeding works would win him national acclaim. She had not made a mistake to giving her life to making Roger a success.

With the passing of the years, Cranella grew old gracefully. She had few friends, and all of them were Roger's. She sometimes smiled as she thought of that. She had really succeeded in making her life a complement to Roger's, willingly, and without a grudge. Please God, it would continue this way. Nothing would ever happen to change things.

It was a bright June day, and at ten minutes to twelve Cranella began laying the table for lunch. Roger had gone down to the Grace Line pier to see the little Peter's boy off on his first trip to California. It was strange, she mused, how attached those two had become. During all the twenty years he had been at St. Stephen's, she could recall no other lad upon whom Roger had lavished so much attention. For all his choir boys there had been, of course, a certain interest. Each youngster he had ever trained had been part of his work, and he had spared no pains to bring his choristers to perfection. When they had grown up and left him for different lives in the world, he had still followed their careers. But little Michael Peters, the Protestant boy who had come to him three years ago . . .

The doorbell buzzed as she finished making the tea. With a swift glance in the mirror, Cranella went quickly to answer it.

"Just in time, Roger. Did you see Michael?"

The little man bustled into the hall. No one would have guessed his fifty years, and certainly never his occupation, for New York was full of thousands of similar brisk little men. He might have been a bookkeeper, or a lawyer, or even a

merchant. But to Cranella he was unique. His cascade of sandy hair that was always in a perpetual flutter, the slight stoop to his lean shoulders, the flashing blue eyes behind the steel-rimmed spectacles . . . all these set him apart. And of course there were his hands, lean and strong and expressive—the most wonderful hands in the world—the hands of an artist in sound.

"Yes, Cranella, I saw him. Saw Hugh, too. Lunch ready?"

She nodded. Something had happened. She could tell by Roger's evident interest in food that he was worried. Ordinarily the meals she prepared were matters of little importance—something to be gulped down so that one could go ahead and work.

"What's the trouble?" she asked gently, but it was not until they had finished their tea that Roger let on what he had heard.

"I don't like Michael's mother, Cranella. I think she's an empty hearted pagan, and in a way I don't blame Prescott Peters for leaving her. Do you know that she all but bit her tongue in two this morning because I came to see Michael off? I believe she's jealous."

"Jealous?"

"Yes. And of me. The lad's been with me quite a bit these last few years, you know. I think she's decided to take him away for good."

"But Roger! What a shame! And after all the good you did him. Why, in another year or two . . ."

"I know. There's a lot in that youngster, Cranella. If he hadn't been spiritually starved in that wealthy home of his, he might have had a little happiness. When I asked him the other day what he wanted to do when he grew up, he said an artist. Now he has real talent for drawing, but if he really is going to go in for it seriously, and live in a spiritual vacuum at the same time, what kind of pictures will he be able to paint? What kind of things will he be able to say? My God, Cranella, if that lad were only mine!"

She looked up in surprise. For so long they had both lived happily together. She had never thought his voice could take on such yearning, and for a fleeting instant her heart cringed. There was nothing she had not done to make him happy during the last forty years; nothing that would further the interests that were closest to his heart. She was sixty now, an old woman, some would say, and her life had been given over to this brother she loved. In his success she had been happy. She had never asked anything of life but that she have Roger close to her always, that she make his path smooth at all times. Now there was something he wanted, and she was powerless to help.

"More tea?" she asked, but he waved her away abruptly. His eyes, holding hers, were bright and speculative.

V stands for Virtue, without which Victory is of little value.
Virtue is strength.
Force (physical strength) can win a war.
But only Virtue (moral strength) a Peace.

"Cranella, I found out today that Hugh's thinking of marrying her. Down at the boat it was plain enough for anyone to see."

She stared blankly. "Her?" Who, Roger?"

"Diana Peters. Don't be a fool, Cranella. I hate pretense. You understood me in the first place."

She could only stare at him dumbly. Aeons seemed to pass as she watched a solitary fly buzzing at the window.

"You've got to help, Cranella. We can't let Hugh mix himself up with another man's wife. She wouldn't make him happy, and for Michael to go through any more upsets, to live with two people who won't be able to tell him the real meaning of life, who don't have a glimmer of what faith is, what God is, what He has put us in this world for . . . Listen, Cranella. I want you to marry Hugh yourself!"

"What?"

"We're too old to beat about the bush on such a subject. I know you could have married Hugh years ago, only you wouldn't because you had an orphan brother on your hands. Well, my dear, you've been a good sister long enough. All these years you've stuck by me, and I've been selfish enough to let you do it and never say a word. But now, Cranella, believe me . . ."

Her hands twisted nervously together. "Roger!" You don't know what you're saying! Why I'm sixty years old! And I could never leave you . . . what foolish nonsense!"

"It's not foolish nonsense. It's a sensible idea. After all, Hugh is your own age and lots of people marry late in life. And I think, despite the fact that he's not a Catholic, if he were once married to you — anyway, he's coming over tonight to run over some of the music for Sunday. Be around, won't you?"

"I'm always around. You know that."

"Of course. But tonight I want you to dress up a bit and be . . . well, kind of different. Upon my word, if you could only realize what this means to me, that Hugh should be marrying Diana Peters because he's sorry for her, not for any other reason!"

"You're not sure Hugh will marry her."

"No? The way he looked at her down at the pier this morning, and the way she looked back — so fragile and feminine and tragic. Stronger men than Hugh have been taken in with such tactics."

"I think you're a bit hard on Mrs. Peters, Roger. She seems like a very nice woman, even if

I can't say her books appeal to me. And she has brought up Michael to be a little gentleman. The fact that she's had such a hard life . . . "

"That's just it. She's had a devilishly hard life, and she's about to go under, poor soul! She's one of the millions in the world who can't do anything with God's help. God! Why, they ignore Him! They don't believe in the Commandments and they play at being advanced and enlightened until a storm breaks, and then they can't understand why they are victims!"

She was suddenly apprehensive of the flood of eloquence. "You've hardly eaten anything," she said gently. "Look, I'll make you some fresh tea. And you mustn't worry so, Roger. It's not good for you. After all, everyone has to lead his own life and not everyone can see things from our point of view."

"And what other point of view is there? If a man or woman denies the existence of God, of heaven and hell, what can life mean to them? There is no need for justice. Good and evil become immaterial. It's the case with millions and millions. That's why we have so many suicides."

He looked at her, his sandy hair falling over his eyes, his whole body suddenly tired and defected. Cranella's heart ached with pity. He was like a small boy pleading for some specially prized object which was not in her power to give. For how could she marry Hugh Clay? Thirty-five years ago her human heart had suffered anguish to give up that very same hope. Now the dream had died. She asked nothing but to continue the way things were.

"You'll help me, Cranella?"

"You know I've always tried to be useful to you, Roger." She sat very still and raised quiet eyes to the tense little man opposite. "I'm an old woman though, dear. Hugh has had his life . . . and I've had mine. You couldn't expect us, after all these years . . ."

"Rubbish! It would be the best arrangement in the world!"

Almost words of reproach came to the woman's lips. Roger, with all his learning, all his genius to speak in the organ's thundering base, the crystal tones of his little boys' treble, was so blind and deaf in other ways.

"Would it?"

"Of course. And Hugh's a good man — well fixed. Diana Peters would never make him happy. And in that set-up Michael wouldn't have a chance. Oh, I don't care what you say, Cranella. The lad has the soul of an artist, and I don't just mean in drawing. He's sensitive. For his age, he's abnormally conscious of emotions far beyond him. If his parents only could have understood what it is that makes him feel so at home in our choir, at all the church services. It's because he's spiritually starved, ever since that day he first came to me, and the music and the lights and everything about the House of God . . . "

"Roger . . . "

"Well?"

"Look at me! Look at me, and tell me what you see."

She propelled him over to the window where the bright June sunlight streamed full across her spare figure, the smooth and colorless parchment of her skin. There were still the remnants of a former beauty. The eyes were even now dark and limpid, full of luster in their blue depths. The hair, pulled back into a simple knot, was not unbeautiful for its iron-grey."

"Why, you look as you've always looked, Cranella. Something like St. Catherine in her cell. You know, that painting near the baptistry at St. Stephen's."

She could smile at that. Perhaps it was her own fault that Roger had always remained her little brother. She had tried too hard to be adequate for both of them.

"Saint Catherine? No, my dear. I'm just an ordinary woman who's seen the best part of her life. And it has been a happy time, too. I'd not have believed the years could slip by so easily. But now you've had me tear up my roots, go to battle against a woman a generation younger than myself. My dear, don't you see how ridiculous it is? Why, Diana Peters is in her prime. She's clever, and beautiful. She's a mother and famous in her own right!"

"None of that matters. She's ignorant of the things that really count."

"Is that her fault? She's done her best, I am sure."

"But her best isn't enough! For God's sake, Cranella, are you blind? Can't you see Michael needs stability? Can't you look back and see what kind of a girl Diana Peters must have been? Once she was the same as the boy is now —full of splendid possibilities, striving after the most wonderful ideals. Given the chance to grow and flourish, to understand what life is, why we are here at all, she might have found out what . . . But she didn't find out. There was no one to tell her, and so she turned into a charming, polished failure. She doesn't even know if there is a God, Michael told me. What do you think of that?"

"But what has all this to do with Hugh? With me? We couldn't help Michael, even if we were . . . married."

"You could keep Hugh from making a dreadful mistake, Cranella. I tell you, if Michael has to go through any more crises . . . "

Abruptly Roger turned away from the window. Cranella watched him furtively. His face was lined and tired. She could not understand his present attitude. Never had she dreamed of his over-powering interest in young Michael Peters.

Almost she could resent it, this intrusion into their tranquil life together.

"You'd better finish your lunch," she said stiffly. But Roger shook his head.

"I'm going to work for a while," he said. "If anyone calls this afternoon, I'm not at home."

At eight o'clock that same night the doorbell rang. Twilight was filling the street and a light fog from the Hudson was settling down over the housetops. As usual, Hugh was on time. Cranella scrutinized herself in the small kitchen mirror. Her smooth cheeks were unduly flushed. She contemplated the effect of the simple black lace dress with its draped collar. Was it too fussy? But it was too late to change now. She had done what she could to please Roger. But how could she be different... to Hugh? What foolish idea was buzzing in her brother's mind?

She went into the studio where Roger's organ and piano proclaimed the place his own special sanctum. Hugh was there, sorting his music, neat and meticulous as usual in a dark blue suit with a heavy gold chain hanging across his vest. His mane of white hair was brushed back from his ruddy face, and from a lapel hung his silver spectacles on a heavy black ribbon. He flashed her a cheery smile as she entered.

"Well, we're going to have an audience, Cranella? This is a treat!"

She smiled and sank down into a nearby chair. It was ridiculous the way her heart was beating, thumping away in her flat chest. What a farce it all was, what an impossible farce! A week ago all this would have been unthinkable. Then Hugh would have been paying quite an ordinary call. Roger, at the organ, would have been totally oblivious of whatever conversation there was. Life would have been the comfortable affair it had always been, a thing of security moving in its accustomed channel. Now... But she hated to think of it!

"You saw Michael Peters off for California this morning, Hugh?"

"I did. They went on the Santa Elena. The kid was terribly excited about seeing the Panama Canal. Cried a bit, too, about leaving us all. But he'll get over it."

"They're not coming back, then?"

"It's not likely. Diana is going to stay for a couple of years, anyway. She's had a chance to write for the movies."

Diana! The way he said the name proved Roger right. Hugh did like the woman. Perhaps he was going to marry her, after she had divorced Prescott. Perhaps. Cranella smoothed her black lace dress and tried to think of the golden-haired woman and her boy who had stolen the hearts of both these men before her. It was such a tangle. There was nothing she could do.

"All right, Hugh. Shall we try the Credo?"

Roger's voice was brisk. He had seated himself at the piano now, the music of Gretchaninoff spread out before him. He was not looking at her, but Cranella knew what he was **thinking. Do you part now,** he was saying silently. **Don't let this thing happen!**

And then suddenly the room was full of sound, as Hugh's magnificent bass voice intoned the Credo. Almost she could hear the familiar eight-part humming accompaniment of the rest of the choir, see the lofty gray stone beauty of St. Stephen's, the candles, the flowers, the hushed and closely packed Sunday worshipers...

Qui propter nos homines, et propter nostram salutem descendit de coelis.
Et incarnatus est de Spiritu Sancto ex Maria virgine; et homo factus est.
Crucifixus etiam pro nobis, sub Pontio Pilato passus, et seputus est...

On and on went the bass chant, reminiscent of the austere tonalities of the Russian liturgy whence it came, yet molded, refined into the lineaments of the Roman rite. It had been one of Roger's most successful adaptations, and Hugh was always splendid in the solo part.

"Well, how was it?" he asked presently. Cranella smiled and nodded.

"Spendid, Hugh. I always like the chant."

Roger turned toward her, his blue eyes sparkling behind their glasses. "You've always liked everything Hugh did, Cranella, chant or not. Now, supposing we try something from Vittoria?"

Cranella picked up her knitting. Roger was acting like a fool. A child could see it. Whatever in the world was wrong with him? He was tense, excited, even more so than was customary when he played.

"Why don't you try the **Caligaverunt?"** she asked. "It's been a long time..."

And then suddenly her heart was in her mouth, for Roger had quietly slumped across the keyboard. For one dreadful instant she had seen the pallor in his face, his eyes twisting in their sockets, and then the slight body sprawled in a heap.

"Hugh, what is it?"

They were both at his side, bending over the prone form, Cranella's thin hands clutched at her brother in frenzy.

"There, there, my dear. I think he's only fainted."

"But why? He was all right just a minute ago. Oh, Hugh! He's not dead?"

Hugh Clay picked up the quiet body of his friend and carried it to a near-by couch.

"Of course not. But we'd better get a doctor. Roger's been overworking lately, and today, with the excitement of Michael's going off and everything..."

Cranella nodded and ran out into the hall to the telephone. The terror in her heart was the only prayer she knew.

(To be Continued)

? THE QUESTION BOX ?

Is it proper to recite the Rosary during Mass?

Yes, but it would be better to use a Missal and follow the very prayers of the Mass with the priest. We should not only "go to Mass" but we should also "pray the Mass". Many low-priced Missals are available now, and they give the proper method of assisting at the Holy Sacrifice.

What is the origin of the biretta that is worn by priests?

Originally it was a kind of skull cap of beret. It evolved slowly into a soft, round cap. Peaks or ridges were added, so that it might easily be removed. The black biretta may be worn by priests or lower clerics, but prelates have the exclusive right to wear colored birettas, in accord with proper liturgical laws.

What is the significance of the "Asperges" before a High Mass, when the priests sprinkles Holy Water?

This is a ceremony that dates from the 8th century. It aims at purifying our hearts and making us fit to assist at Mass. Holy Water (sometimes called 'lustral' water) is a Sacramental that is destined to forgive venial sins.

Sprinkling the Holy Water helps to remind the faithful of their graces and duties as baptized Catholics.

May mixed marriages be allowed at the altar rail of the church?

Canon Law states that all sacred rites be forbidden at mixed marriages; but it also states that the Bishop may allow some sacred rites in order to prevent greater evils that might flow from the strict observances of the law. The Nuptial Mass and blessing are never allowed, but sometimes the local Bishops permits a few other ceremonies and privileges. Note well that it is the Bishop, and not the Pastor, who can allow this.

What do you really think of novenas?

A book could be written to answer this. If a novena concentrates too much upon a saint and too little on God, it is wrong. Novenas and like devotions ought to bring a person nearer to God, not farther from Him.

Odd or novel devotions that offer rediculous short cuts to salvation bear on them the stamp of fraud. It is true that there can be excess in religious practices, and no one knows that better than the Catholic Church. Everything in the world is subject to use and abuse, and novenas are no exception. All in all, the world is a better place because of novenas, and for that reason the Church is willing to encourage them. That is a wise and sound policy. No one is bound to make a novena, and still it is there for anyone who wants it.

Is it true that the maniple on the priest's arm at Mass was once used as a towel or napkin? I read that in a book recently.

Probably yes, and probably no. Until recently most scholars said that the maniple was originally a part of the usual everyday Roman dress worn in polite society. The Church made it part of the priestly vestments for Mass, they said, because it was the custom of those times to present precious objects only with hands covered by cloths.

Now even a humbler origin is being given to the maniple, for it is traced back to a towel or handkerchief.

In the Liturgy today it is worn by men in Major Orders during most of the services at the altar. It has been a part of ecclesiastical garb for more than 11 centuries.

Are Catholics allowed to attend Protestant funerals or mariages?

Catholics are not allowed to assist actively and formally at religious services of non-Catholics; but they may be allowed to assist passively and materially if there is a serious reason, no scandal and no danger to one's Faith.

These are the rules of Catholic theology on such matters, and they are not so complicated as they seem. Active assistance would mean taking part in the liturgical acts of the Protestant sect. Formal attendance would imply approval of the service and the intent to worship God thus.

On the other hand, material attendance or assistance is the non-approving presence of a person at the Protestant service. Such is the act of a Catholic who attends a Protestant funeral or wedding. All persons are bound by the laws of courtesy, and it must often happen that Catholics are invited to assist at religious functions of persons familiar to them in business or in social contact. By attending, the Catholics intend to pay honor to a person, not to a sect.

How old precisely is the Hail Mary as we say it today?

Some time after 1650 there began the precise Hail Mary as we know it today. The prayer was built up gradually.

After the year 100, the first half of our Hail Mary was a common prayer of the people; and the second half began in Italy about 300 years later. In Venice there is a Breviary which dates back to 1514, and it contains the exact prayer as we have it now. There was a movement afoot some years ago to add the words "Virgin Immaculate" after "Holy Mary" in the middle of the prayer.

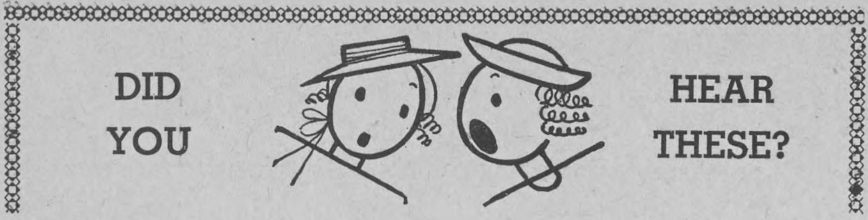
How can a priest be a good judge of social and economic conditions in the world, when he has to spend so many years in seminaries secluded from the world?

What do you think they study in Seminaries? Sanskrit? Or Choctaw? Usually, Seminaries demand two full years in the study of Philosophy, and four more years in the study of Theology. These studies lie at the root of every social question, and they furnish the basis for every good and true solution. A typical Seminary course will include History, Literature, Science in several branches, Economics, Music and Oratory. Seminarians listen to lectureres who have access to the widest of cultural readings and contacts. They come into contact with progressive thinkers in every science, and they are able to evaluate the importance of new theories because of their philosophical background. Far from being aloof from the world, the Seminarians are deep in it, in their constant studies of human nature, the mind, the soul, the nature of sin, temptation, and the passions. They are like scientists studying in a laboratory, and there is hardly an act of their day that is not done in accord with well-studied rules and policies. This explains why a West Point professor said recently, "The Catholic Church really does know how to train priests. Their theories are perfect!" Personal contact with sin is not a necessary condition for knowledge of it.

Is it a sin to cheat in school, or to cheat a street car company out of a fare?

Cheating is a violation of justice, and that virtue binds under pain of sin. Cheating in school may be a confession of laziness, in addition to its other features.

Persons who enter a street car have an implied contract to exchange money in return for transportation. If any fraud appears, justice is violated.



Four tins of sardines were left behind in a subway the other day. They must have felt very much at home.

*

A bricklayer working on the top of a high building accidently dropped a brick on the head of a passing colored boy. "Be careful, big boy," yelled the darky; "you made me bite my tongue."

*

A bishop was invited to dinner. During the meal he was astonished to hear the little daughter of the house state that a person must be brave these days to go to church.

"Why do you say that?" asked the bishop.

"Oh," said the little child, "I heard papa telling mama that last Sunday there was a big gun in the pulpit; the canon was in the reading desk; the choir murdered the anthem; and the organist drowned the choir.

*

Ruth was a sweet girl. She was reading a book that gave the meaning of names. Her mother was watching her, and thinking of all the young men who were attracted to her.

"Mother," said Ruth, "it says Philip means lover of horses, and James means beloved. Mother, what does George mean, I wonder?"

"I hope, my dear," said her mother ,"that George means business."

*

Umpire—Say, you're pretty quick with a reply, ain't you?

Ball Player—Not a bit, sometimes it's an hour before I finish replying.

Salesman—Is your mother at home, little man?

Small boy (playing in yard)—Yes, sir, she's always at home.

Salesman (after ringing doorbell)—Are you sure your mother is at home. She doesn't answer my ring.

Small Boy—I'm sure she's at home, mister, but I don't think she'll answer the door until you reach our house four doors down the street.

*

"I've used our famous hair tonic on your head for the twentieth time and you're still bald," said the barber. And the customer exclaimed, "Well, why rub it in?"

*

Pick—Does you know anything about acting?

Pat—Sho' I does . . . I played the part of a transfusion in a big movin' picture.

Pick—A transfusion? In what picture did you play de part of a transfusion?

Pat—Captain Blood.

*

"Why are your socks on the wrong side out?"

"My feet were hot, so I turned the hose on them."

Farmer—Seems like I've been findin' an awful lot of dead crows in the fields lately.

Second Farmer—Yup, Joe Welch down the road made a scarecrow out of the duds his boy brought home from college and the birds been laughing themselves to death.

*

Socialist Father—What do you mean by playing truant? What makes you stay away from school?

Son—Class hatred, father.